

Idole: Neil Ferguson, Michèle Binswanger, Louis de Funès, Daniel Craig

Nummer 20 – 14. Mai 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



4 194407 006904 20

Simonetta Sommaruga

Eine kritische Würdigung.
Von Rudolf Strahm

Schweizer Löwen-König

Dean Schneider, 27, kuschelt mit Grosskatzen in Südafrika. *Von Roman Zeller*

Virenbändiger aus Vorarlberg

Biochemiker Norbert Bischofberger bodigte Aids und Hepatitis C.
Jetzt knöpft er sich Covid-19 vor. *Von Urs Gehriger*

29 Tage ohne Sex
Michael Bahnerth über
«Too Hot to Handle»



Aus Liebe zum Dorf, wo das Vieh auf Sumpftour geht.



Steigen in Schangnau BE die Temperaturen, ist das Vieh von Christian Bieri heiss auf kühlende Schlammhäder. Mit seiner Wasserbüffelzucht leistet er bis heute Pionierarbeit. Und so wie dieses echt schweizerische Büffelfleisch bezieht Volg alle rund 10 000 «Feins vom Dorf»-Spezialitäten direkt aus dem Dorf und seinen Nachbardörfern. Hergestellt von Produzenten, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich



Wie man glücklich wird: Tantragöttin McKay.

Mahara McKay hat einen besonderen Weg eingeschlagen: Vor zwanzig Jahren wurde sie Miss Schweiz, jetzt unterrichtet sie Tantra. Derzeit befindet sich die 39-Jährige in Goa, wo sie die Liebe zu einer Frau entdeckte. Im Interview mit der *Weltwoche* spricht sie über ihr zwiespältiges Verhältnis zur Miss-Wahl und darüber, wie sie in ihrer Zeit als Model von einem Fotografen in einem Hotelzimmer betäubt wurde. Sie erzählt aber auch von ihren Erfolgen als DJ, erklärt, wie man glücklich wird und wie sie durch Tantra ein völlig neues Körpergefühl entwickelte. **Seite 50**

Er gibt sich als landesväterlich-umsichtiger Steuermann in den hochgehenden Pandemie-wogen. Doch in Sachen Kultur verlor SP-Bundesrat Alain Berset jedes Augenmass: Nicht weniger als 1,3 Milliarden Franken beantragte der Kulturminister an Covid-19-Überbrückungshilfe für den Kulturbereich. Christoph Mörgeli berichtet, wie der Gesamtbundesrat den Coup Bersets zugunsten seiner Klientel abschmetterte und auf 280 Millionen reduzierte. Schon stellt Berset für die nächsten zwei Monate neue Höchstforderungen. **Seite 36**

Der brasilianische Justizminister Sérgio Moro war noch kein Monat im Amt, als er Redaktor Alex Baur am Rande des WEF 2019 in Davos zu einem informellen Gespräch empfing. Moro, der in Lateinamerika als unerbittlicher Korruptionsjäger bekannt ist, war ein Aushängeschild der frischgewählten Regierung Bolsonaro. Beim Gespräch wurde indes schnell klar, dass sich der ehemalige Richter nicht gerne in die Karten schauen lässt. Auch in Brasilien ist wenig über die Ansichten und Ambitionen des Justizministers bekannt. Nun hat Moro das Handtuch geworfen und die Regierung in eine

Krise gestürzt. Mit Unterstützung seines brasilianischen Kollegen Flavio Morgenstern analysiert Baur die Hintergründe und die Folgen des Bruchs. **Seite 39**

Jeder Archäologe muss sich neben ihm frustriert vorkommen. Der 39-jährige Johannes Krause ist einer der gefragtesten Experten der Archäogenetik, er sammelt und analysiert das Erbgut, das er in jahrtausendealten Knochen findet. Damit lassen sich die Urgeschichte des Menschen, seine Herkunft und seine Wanderbewegungen neu ergründen. Im Gespräch erzählt Krause, warum wir den Anatoliern unsere helle Haut verdanken, mit welcher Wucht sich vor 5000 Jahren die Steppennomaden durchgesetzt haben und warum sich die Menschen immer ähnlicher werden. **Seite 56**



Mark Twain (1835–1910) hat sich der Nachwelt schon durch seinen Charakterkopf mit Wuschelhaar und buschigem Schnauz eingepägt. Hinzu kommt seine typisch amerikanische Aufsteigerbiografie als Schriftsetzer, Mississippi-Lotse, Goldgräber, Reporter, Geschäftsmann – und gefeierter Autor. Realistisch, sarkastisch, selbst- und gesellschaftskritisch waren seine Aphorismen, seine Romane erheitern mit überraschenden Pointen. Als der Schriftsteller Luzern besuchte, kaufte er als Souvenir eine Kuckucksuhr – um sie jemandem zu schenken, dem er schon lange eins auswichen wollte. Zitate von Mark Twain sollen in dieser Ausgabe für gute Laune sorgen.

Ihre *Weltwoche*

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber
Finanzen und Personal: Tien Köppel

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



8070 **Dietikon**, Land Josef Tel. 044 316 13 11
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft!



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'332'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!

7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8450 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'100'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 🇨🇭
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIMMESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2020

Übermacht

Es ist leichter, eine Diktatur zu installieren, als sie wieder abzuschaffen. Von Roger Köppel

Die Corona-Pandemie, wenn es denn eine war, ebbt ab. Zur Katastrophe kam es nicht. Die Kurven sind so flach wie nie. Sogar das Tessin meldet weder Neuansteckungen noch weitere Todesfälle. Die Horrorprognosen blieben Fantasie. Hat sich im anfänglich über-rumpelten Südkanton bereits so etwas wie «Herdenimmunität» ereignet?

Der Kanton Zürich schreibt insgesamt 126 Todesfälle der Seuche zu. Rechnen wir die Zahl zurück auf den 20. Februar, als hier alles begann, kommen wir auf 1,5 Corona-Verstorbene pro Tag. Das ist erstaunlich wenig. Eine starke Grippewelle fordert mehr Opfer. Von «Übersterblichkeit» kann keine Rede sein.

Immer klarer sehen wir das Gefahrenprofil des neuen Erregers. Entscheidender als das Alter ist die Vorerkrankung. Der Bund liegt falsch, wenn er die Risiko-Guillotine bei 65 Jahren ansetzt. Nach heutigem Wissen steigt die Gefährdung erst ab 78 Jahren deutlich an. Eine Corona-Politik, die gesunde Junge und kranke Alte gleich behandelt, kann nicht richtig sein.

Immerhin macht es die Schweiz weniger schlecht als andere. Die USA schmoren bis auf weiteres im scharfen Lockdown. Spanien und Italien haben sich zu grossflächigen Gefängnissen eingemauert. In Südkorea werden alle positiv auf Covid-19 Getesteten sofort aus ihren Familien herausgerissen und in staatlichen Quarantänezellen von Medizinern in Mondanzügen überwacht.

Die Schweiz hat auf Ausgangssperren verzichtet. Anders als in New York gab es keine Propaganda- und Überwachungsdrohnen. Sogar einzelne Sportplätze blieben offen, während die Stadtregierung von Los Angeles die Skateboard-Bahnen am Meer mit Sand zubbaggern liess. Der Bund bewies beim Einstieg in die Krise Augenmass. Jetzt aber droht er den Ausstieg zu vermässeln.

Lassen wir uns von den Jubelmeldungen über geöffnete Restaurants und Buchhandlungen nicht einlullen. Die Schweiz ist eine Corona-Diktatur. Nach wie vor. Der Bundesrat regiert per Dekret. Die Volksrechte sind ausser Kraft. Die Behörden schreiben den Leuten vor, wie sie sich im Alltag und im Geschäft zu verhalten haben. Man lässt sich Zeit. Erst am 27. Mai geruht die Regierung, über weitere Massnahmen – nachzudenken.

Zum ersten Mal erleben viele Schweizer den zwangsläufigen Unsinn einer Planwirtschaft. Es gibt eine ernsthafte Debatte darüber, ob man in Modeschäften das Anprobieren von Schu-

hen und Kleidern verbieten soll. Restaurants dürfen aus Infektionsgründen keine Zeitungen auflegen, aber mitbringen können sie die Gäste offenbar. Und untereinander austauschen?

Besonders schwer haben es jetzt die Tennislehrer. Sie müssen sicherstellen, dass beim Servicetraining ihre Kunden nach jedem Aufschlag die Wurfhand desinfizieren. Gibt es Studien, die beweisen, dass man sich im Freien durch die Berührung eines Filzballs eine tödliche Dosis Viren holen kann? Sind Tennisbälle ansteckend? Die Verstaatlichung des Lebens tritt in die Sphäre des Absurden.

Vielleicht wäre alles etwas erträglicher, wenn der Bundesrat erklären könnte oder wollte, nach welchen Kriterien er handelt. Zuerst hiess es, der Lockdown sei nötig, um den Zusammenbruch des Gesundheitswesens mit unabsehbar vielen Toten zu verhindern.

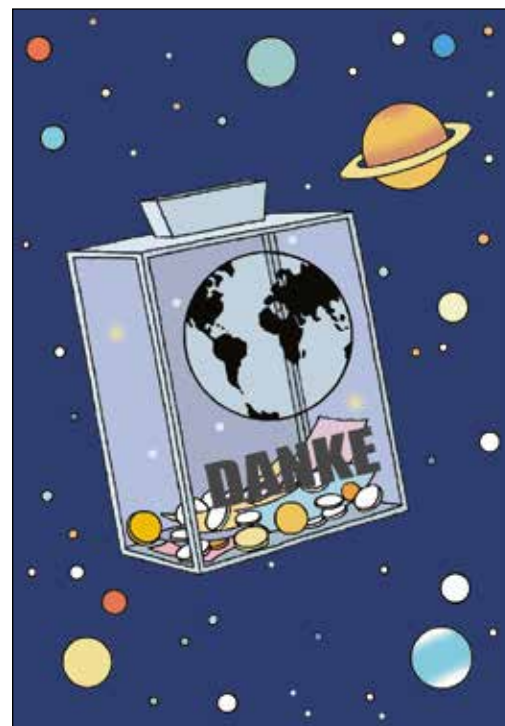
Als der Zusammenbruch ausblieb, rechtefertigten die Behörden die Fortführung des Ausnahmezustands mit dem Argument, man wolle eine zweite Welle stoppen. Mittlerweile hält der oberste Gesundheitsbeauftragte des Bundes, Daniel Koch, auch dieses Szenario für unwahrscheinlich.

Welche Begründung kommt als Nächstes?

Es ist leichter, eine Diktatur zu installieren, als sie wieder abzuschaffen. Nur ungern trennen sich die Regierenden von der Herrlichkeit ihrer Vollmachten. Die überbremste, anti-zentralistische Alpenanarchie Schweiz leistet Herrschaftsgelüsten systembedingt stärkeren Widerstand, doch auch hier kommen Politik und Verwaltung auf den Geschmack.

Man kann es bedauern oder bewundern: Schneller noch als Viktor Orbán in Ungarn schaltete der Bundesrat im Corona-Notfall von Ohnmacht auf Übermacht.

Nur: Wie kommen wir aus dem Schlamassel wieder heraus? Jede weitere Woche Freiheits-



narkose kostet die Schweiz drei bis fünf Milliarden. Bis Ende Jahr steigen die Bundeskosten und -garantien auf gegen hundert Milliarden. Offensichtlich haben die Mächtigen von Bern die Nebenwirkungen ihrer Medizin unterschätzt.

So jedenfalls drückt es Nationalbankpräsident Thomas Jordan aus. Er rechnet mit einer Depression wie in den dreissiger Jahren. Sind die trüben Wirtschaftsprognosen ähnlich falsch wie die Weissagungen zu Corona? Sicher ist: Je länger wir warten, desto wahrscheinlicher treten Jordans Befürchtungen ein.

Allmählich dämmert es einigen Parlamentariern. Die Sondersession von letzter Woche war ein Flop, Theater, eine Simulation von Demokratie in den trostlosen Beton-Weiten einer umfunktionierten Messehalle. Hinterher nickten die Volksvertreter die Notmassnahmen des Bundesrates ab, die er ohne Parlament beschlossen hatte. Der Volkskongress applaudierte der Weisheit seiner Führer. Erfolgreich wälzten die Regierenden Teile ihrer Verantwortung ab.

«Wir haben uns blenden lassen», resümiert der querdenkende CVP-Ständerat Beat Rieder: «Das Parlament hätte über den Ausstieg aus dem Notregime beraten müssen.»

Stattdessen gab es Debatten für die Galerie und noch mehr Milliarden aus Bern. Nichts sichert dem Politiker ein Bewusstsein seiner eigenen Bedeutung so sehr wie das Ausgeben von Geld, das andere verdienen müssen.

Zum Glück sind die Völker oft klüger als ihre Regierungen. Immer weniger Schweizer haben Lust auf ein politisches Experiment, das die Weltwirtschaft ins vorindustrielle Zeitalter zurückzuwerfen droht, als die durchschnittliche Lebenserwartung bei 35 Jahren lag. Es ist höchste Zeit, den Lockdown zu beenden.

A Plus Reinigungen

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.

PLUS PLUS PLUS PLUS
 REINIGUNGEN HAUSWARTUNG BODENPFLEGE AUTO PFLEGE
 GARTENUNTERHALT

Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch



Gegen den Strom: Michèle Binswanger. Seite 32



«Bond?»: 007 Daniel Craig. Seite 30



«Ich wusste, ich muss nach Afrika, um etwas für Tiere zu machen.»

Dean Schneider: Seite 26

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare Voreiliges Lob
- 10 Politik Linke Populisten
- 11 **Eilmeldung** Louis de Funès: Frankreichs Grimassen-Olympier
- 12 **Kopf der Woche** Neil Ferguson: Himmelssturz des Virengotts
- 18 Mörgeli
Wenn Luca Cirigliano regiert
- 18 Bodenmann
Zweite Welle: Schwiiz först
- 19 Medien
«In Bezug auf das Sexualverhalten»
- 19 Die Deutschen Saubere Demos

Inland

- 16 Lockdown der Debatte
Diskussionskultur im Fernsehen
- 22 **Simonetta Sommaruga**
Rudolf Strahm über die SP-Bundespräsidentin
- 25 Wasser predigen, Bier trinken
Corona-Party des Parlaments
- 32 **Michèle Binswanger**
Die mutigste Journalistin
- 36 Freigiebiger Corona-Dandy
Kulturminister Bersets Höhenflug
- 42 Sondersessions-Schauspiel
Auftritt der Classe politique

Ausland

- 33 Inside Washington Obama vs. Flynn
- 34 Joachim Starbatty
Schranken für Brüssel
- 39 Alles oder nichts
Jair Bolsonaro's Corona-Rhetorik

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 Fatale Verlockungen
Auf dem Weg in die Schuldenfalle
- 29 Kosten der Krise
Wie lange kann es gut gehen?
- 35 Smarter Lockdown
Nobelpreisträger Michael Levitt
- 40 **Virenbändiger aus Vorarlberg**
Pharma-Forscher Bischofberger
- 48 Die längste Nacht Als 1940 die ganze Schweizer Armee mobilisiert wurde
- 56 Johannes Krause «Die Anatolier haben die Ureuropäer verdrängt»

Kultur & Gesellschaft

- 26 Dean Schneider
Der mit den Löwen kuschelt
- 30 **Daniel Craig** Was wird aus James Bond?
- 37 Marie Kondo Die erfolgreichste Aufräumerin der Welt
- 38 **29 Tage ohne Sex**
Dating à la Netflix

- 46 Wie Elfen, die den Königen auf die Nerven gehen Elon Musk und Grimes
- 50 Mahara McKay
Von der Schönheitskönigin zur Tantragöttin

Rubriken

- 9 Im Auge Fritz Walter Keller
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf 1 Fritz Gerber
- 20 Thiel Märchen
- 20 Leserbrief
- 21 Fragen Sie Dr. M.
- 44 Ikone der Woche
Edward Hoppers «Nighthawks»
- 51 Nachruf 2 Little Richard
- 52 Fast verliebt Tigerkönig
- 52 Knorrs Kultur
«Was für ein Kommunistenquatsch!»
- 53 Unten durch Party
- 54 Wein Sonnenseite der Beere
- 54 Die Bibel Gesund werden
- 55 Auto Toyota Supra Premium
- 55 Jazz Aruán Ortiz
- 58 Tamaras Welt

BODENHEIZUNG ÜBERPRÜFEN – ÄRGER VERMEIDEN

Nach 30 Betriebsjahren empfiehlt sich dringend eine vorbeugende Zustandsanalyse der Bodenheizung. Mit dem HAT-System bietet Ihnen die Naef GROUP die nachhaltige und bewährte Problemlösung an – seit 1999.

Eine Zustandsanalyse kann bei uns weiterhin ohne Bedenken gebucht werden. Wir arbeiten zur Zeit unter strengsten Hygiene- und Sicherheitsmassnahmen, welche noch weiter gehen als die Vorgaben des BAG.

Bodenheizungen halten nicht ewig

Bodenheizungen sind bei uns sehr beliebt, weil sie einen hohen Komfort ausstrahlen. Doch sie halten nicht ewig. Gewisse Bereiche im Haus werden vielleicht nicht mehr so warm wie früher und die Räume lassen sich nicht wie gewünscht einregulieren. Dann ist es Zeit für eine gründliche Analyse. Nach 30 Jahren besteht die Gefahr, dass die Rohre Ihrer Bodenheizung deutliche Alterserscheinungen aufweisen. Denn die in Böden verlegten, wasserführenden Leitungen sind äusseren Einflüssen ausgesetzt. Sauerstoffdiffusion und Temperaturschwankungen führen dazu, dass das Rohrmaterial in Mitleidenschaft gezogen wird. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Wenn Sie nichts unternehmen, besteht die Gefahr eines Kollapses. Vor allem betroffen sind Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Neuere Bodenheizungsrohre hingegen haben einen Aluminiumkern und lassen dadurch kaum Sauerstoffeintrag zu.

Kalte Füsse. Wie weiter?

Wenn Sie mit ersten negativen Anzeichen konfrontiert sind, lohnt es sich, einen Fachmann hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass Ihre Anlage vor Ort genauestens untersucht wird. Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten

interpretiert werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse wissen Sie Bescheid, wie es wirklich um Ihre Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige hundert Franken zu realisieren.

Wie behebe ich die Probleme?

Früher gab es für marode Bodenheizungen nur eine Lösung – den Totalersatz. Seit 1999 ist aber eine schonende und dennoch nachhaltige Alternative auf dem Markt. Die Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung namens HAT-System. Das Originalverfahren aus dem Hause Naef GROUP schützt alte Bodenheizungen nachhaltig, und dies ganz ohne Baustelle. Immer häufiger werden auch simple Spülungen und Reinigungen angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit die Probleme, gerade bei alten, einfachen Kunststoffsystemen nicht behoben werden. Im besten Fall wird der Fortschritt der Verschlammung etwas eingedämmt. Das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – wird dadurch nicht nachhaltig behoben.

Sanieren mit dem Original

Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung dagegen nachhaltig saniert. Das ist massiv aufwändiger im Einsatz als einfache Reinigungsmethoden. Dank der Innenbeschichtung, welche nach DIN 4726 Norm diffusionsdicht ist, entsteht im alten Rohr eine Schutzschicht, welche die Alterung stoppt. Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Fussbodenheizungen der ersten Generation gemäss DIN 4726 Norm diffusionsdicht macht. Wenn Sie also eine nachhaltige Erweiterung der Lebensdauer Ihrer Bodenheizung mit 10-jähriger Garantie wünschen, kontaktieren Sie uns. Vorab empfehlen wir Ihnen immer unsere umfassende Zustandsanalyse.



Das HAT-System ist seit 1999 im Einsatz.

ZUSTANDSANALYSE

Jetzt vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird durchgeführt von einem Spezialisten der Naef GROUP bei Ihnen vor Ort für nur **CHF 390.- (inkl. MwSt.)**. Die Analyse beinhaltet eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

- Ja, ich bin interessiert an einer Zustandsanalyse.
- Ja, senden Sie mir Unterlagen zum HAT-System.

Name

Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Weltwoche, 14.05.2020

Talon bitte einsenden oder anrufen:
Naef GROUP, HAT-Tech AG
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
E-Mail: info@naef-group.ch
Tel.: 044 786 79 00
Fax: 044 786 79 10
www.naef-group.ch

Nach der Kurve muss man gegensteuern – sonst kommt es nicht gut

Liebe Leser

Mein Name ist Dominik Graf, ich bin 54 Jahre alt, studierter Ökonom und Unternehmer. Ich besitze und leite 3 KMU's in der Schweiz, Spanien und England und beschäftige 150 Mitarbeiter (60% davon in der Schweiz). Ich bin verheiratet, habe 3 Kinder und gehöre keiner Partei an. Ich wähle von Grünliberal bis SVP. Ich bin ein grosser Befürworter von Elektromobilität und regenerativen Energien sowie Verfechter einer freien Gesellschaft und freien Wirtschaft. Unsere Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft liegen mir sehr am Herzen. Ich bin ein einfacher, normaler und staatsreuer Bürger, der die Schweiz liebt.

Ich trete zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Diesen offenen Brief schreibe und bezahle ich, weil ich wegen der aktuellen Situation sehr um unsere Zukunft besorgt bin.

Wenn man nicht nur unser Billag-finanziertes Staatsfernsehen mit sich täglich wiederholender Angstmache schaut, sondern mal effektive Daten studiert, dann sieht es wie folgt aus: Wir hatten den Peak der Zahl der Corona-Neuinfizierten pro Tag zwischen dem 21.–25. März mit 1080 Personen. Wir hatten, wie zu erwarten war, den Peak bei den Corona-Verstorbenen zwei Wochen später (4.–8. April) mit 61 Menschen pro Tag. Wir haben – Stand 11. Mai – noch 57 Neuinfizierte (-95%) und 8 Tote (-86%) pro Tag. Die Daten sind jeweils der Durchschnitt der letzten 5 Tage und stammen von der Johns Hopkins University Baltimore.

Fazit: Die Epidemie läuft sich aus – in allen Ländern – mit und ohne Lockdown! Das hat Ali S. Razavian, Deep Learning Researcher, bereits am 6. April richtig in seinen big data Modellen prognostiziert. Er hat eine Gesamtmortalität bis Ende des Jahres für die westliche Welt von ca. 0.06% vorhergesagt, was ca. 5000 Verstorbene in der Schweiz bedeuten würde.

Die detaillierten Daten/Zahlen finden Sie unter folgendem Link: https://medium.com/@ali_razavian/covid-19-from-a-data-scientists-perspective-95bd4e84843b

Zum Krisenmanagement unserer Behörden

Anfangs März hat der Bundesrat richtig und mutig gehandelt, als er Massenveranstaltungen wie Fussball und Basler Fasnacht – ich bin ein Fan von beidem – verboten und den Lockdown am 16. März befohlen hat. Wir sehen heute allerdings an Schweden, dass es das in dieser Form nicht gebraucht hätte – aber nachher ist man immer klüger. Das Ziel des Bundesrates Mitte März war, die Kurve zu glätten, um das Gesundheitssystem nicht zu überlasten. Rund 60% der Bevölkerung würden das Virus eh bekommen, es gehe nur um eine Verlangsamung. Wir sind – zum Glück – nie nur annähernd an die Kapazitätsgrenzen der Intensivbetten gelangt. Deren Auslastung hätte täglich in den Nachrichten kommuniziert werden müssen, da es die erste Führungsgrösse ist. Das ist aber nie passiert. Sehr beschämend für die Schweiz finde ich, dass trotz Notlagen im benachbarten Ausland kaum Menschen in unseren Spitälern aufgenommen wurden.

Fünf Wochen nach dem Lockdown, am 21. April, hätte man diesen aufgrund der Daten, der Erfahrungen von Schweden und aufgrund leerer Intensivstationen aufheben müssen. Jeder Tag Lockdown kostet Lebensfreude, Gemeinsamkeit und ca. 1 Milliarde Franken. Nun sind bereits weitere vier Wochen wider besseren Wissens korrekturlos vergangen. Uns droht die grösste Wirtschaftskrise der letzten 100 Jahre.

Lieber Bundesrat: Nach der Kurve muss man gegensteuern, sonst gibt es einen Unfall. Heben Sie die Massnahmen auf – sofort und für alle Bereiche. Geben Sie den Menschen die ihnen zustehende Verantwortung zurück. Schauen Sie, was Ihre Verwaltung für unsinnige Massnahmen bei der Aufhebung des Lockdowns anordnet: Tattoo-Studios ja – Tennisplätze nein; Masken nutzlos – 4 Wochen später werden sie Pflicht. Sprechen Sie mit Wirten, Coiffeuren und Ladenbesitzern. Dann erfahren Sie, wie unsinnig viele Ihrer Massnahmen, wie drakonisch die Strafen und wie befehlsgetreu die Kontrollbehörden sind.

Beispiele: Jeder Coiffeursalon muss längere Öffnungszeiten beantragen und dafür noch teure

Gebühren bezahlen, will er seiner Kundschaft nach 6 Wochen Lockdown und bei nur 50% der Platzbelegung einigermaßen gerecht werden. Im Restaurant muss mich der Wirt künftig auf die Toilette eskortieren, um sicherzustellen, dass ich keinem anderen Gast zu nahe komme. Wie krank ist denn sowas?

Wir alle haben einen gesunden Menschenverstand und handeln verantwortungsbewusst. Wir brauchen keinen «big brother» der uns «micro-managed». Hören Sie auf mit dieser Planwirtschaft. Wenn ich als Kunde in ein Geschäft oder Restaurant gehe und ich mich nicht genügend geschützt fühle, verlasse ich es wieder. Sie müssen nicht für uns denken und entscheiden – wir können es selbst.

Liebe Regierungsräte: An Ihnen, respektive an Ihrer Verwaltung liegt es, die Massnahmen mit Augenmass umzusetzen. Das passiert aktuell nicht. Jeder will der Klassenbeste sein.

Liebe Staatsdiener: Viele von Ihnen machen eine hervorragende Arbeit für unsere Gesellschaft. Setzen Sie Massnahmen mit Vernunft und der Situation angepasst um. Sie dienen dem Staat – nicht der Verwaltung.

Liebe Bürger: Machen Sie nicht die Faust im Sack, sondern wehren Sie sich. Schreiben Sie der Verwaltung und kommunizieren Sie mit Ihren Politikern. Bleiben Sie konstruktiv und friedlich. Wir leben in einem wunderbaren und freien Land – es liegt an uns, dass es so bleibt respektive wieder so wird. Die Schweiz gehört nicht der Regierung, sie gehört uns Bürgern.

Dominik Graf,
Büsserach



Décharge war voreilig

Von Katharina Fontana — Noch hat das Parlament nicht über Sinn oder Unsinn der bundesrätlichen Corona-Strategie diskutiert. Dennoch stellt es sich bereits hinter die Landesregierung.



Drei Linden für Corona: Schweizer Politspitze mit Stöckli, Sommaruga und Moret (v. l.).

Wie kann man Zuversicht in einer schweren Zeit besser symbolisieren als mit einer Baumpflanzaktion? Das mag sich Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga gedacht haben, als sie am Ende der ausserordentlichen Session letzte Woche zusammen mit Nationalratspräsidentin Isabelle Moret und Ständeratspräsident Hans Stöckli in der Nähe des Berner Messegeländes drei Bäume pflanzte – Linden, genau gesagt, die als Sinnbild für Gerechtigkeit, Liebe und Gemeinschaft gelten. Sie wolle auf diese Weise ein Zeichen setzen, dass Bundesrat und Parlament die Corona-Krise gemeinsam bewältigten, sagte die Bundespräsidentin in die Kameras. Schon zum Sessionsauftakt hatte Sommaruga den Boden für harmonische Sitzungstage vorbereitet, als sie vor den Parlamentariern feierlich erklärte, dass sie nicht mehr bloss Zuschauer seien, sondern «wieder voll in der Verantwortung» stünden. Und weiter: «Eines kann und darf das Virus nicht beschädigen: unsere starke Demokratie.»

Das sind hehre Worte, und sie dürften den Ratsmitgliedern geschmeichelt haben. Die ausserordentliche Session wirkte denn auch über weite Strecken wie ein Gottesdienst, kaum ein kritisches Wort an die Adresse der Regierung war zu vernehmen. Man zeigte sich gegenüber den Landesvätern und Landesmüttern dankbar für die «herausragende» Arbeit, die sie in dieser schwierigen Zeit geleistet hätten, und beilte sich, die von der Regierung bereits beschlossenen Milliardenkredite im Schnellzugstempo gutzuheissen und grosszügig zusätzliche Gelder für weitere Branchen draufzulegen.

Schliesslich überwies man noch die eine oder andere Motion und liess sich vom Bundesrat versichern, dass dieser den Anliegen des Parlaments zügig entsprechen werde.

Sommaruga: «Zu Kopfnickern degradiert»

Sieht so die beschworene «starke Demokratie» aus? Dazu drei Überlegungen. Erstens: Seit der Bundesrat vor mehr als acht Wochen die ausserordentliche Lage ausgerufen hat, lenkt er das Land mit Notverordnungen, mehr als zwei Dutzend sind es inzwischen. Die ausserordentliche Lage dauert an, die Regierung hat deren Ende notabene noch nicht verkündet. Noch immer ist sie es, die das Heft in der Hand hält und entscheidet, wie weit sie in die Freiheitsrechte der Bürger eingreift und wie stark sie die Wirtschaft zurückbindet. Das Parlament steht also noch lange nicht «voll in der Verantwortung», wie die Bundespräsidentin sagte. Und doch hat es bereits jetzt den Kurs des Bundesrates gestützt, dessen Arbeit in den höchsten Tönen gelobt und ihn mit Danksagungen überhäuft. War das klug?

Zweitens zeigt das Corona-Regime, dass dem Parlament eine undankbare Rolle zukommt, wenn es um dringliche Finanzhilfen geht. Die Landesregierung hat die horrenden Kreditsummen bereits beschlossen, die Finanzdelegation der eidgenössischen Räte hat sie zum Grossteil genehmigt, da bleibt für die Räte nachträglich nicht mehr viel zu tun. Dennoch hätte man sich gewünscht, dass das Parlament mit mehr Sorgfalt ans Werk gegangen wäre und genauer hin-

»» Fortsetzung auf Seite 10

Roulettekugel



Fritz Walter Keller, Fussballkanzler.

Er präsidiert die anhängerstärkste deutsche Partei, den Stamm der Fussballer, den grössten Sportverband der Welt, und ist auch der Patron der Nationalmannschaft. Friedrich «Fritz» Walter heisst Keller mit Vornamen nach dem legendären Kapitän der deutschen Weltmeistermannschaft von 1954, seinem Taufpaten. Die Helden von Bern tauchten damals unter zum nächtelangen Feiern im «Schwarzen Adler» bei Kellers.

Fritz Walter Kellers Welt ist in wunderbarer Ordnung, bis Corona kommt. Der joviale Leitwolf verkörpert die Dreifaltigkeit der wichtigsten Dinge im Leben: Fussball, Essen, Trinken. Er führt den renommierten «Schwarzen Adler» in Oberbergen am Kaiserstuhl und zwei weitere Restaurants, und sein Weingut wurde 2018 als das beste Deutschlands ausgezeichnet. Er formte seinen Freiburger SC zum bewunderten Modellklub. Im Land von VW und Mercedes lenkt er mutig einen Tesla. Fürchtet sich vor nichts, seit ihm der Familienhund, ein deutscher Schäfer, in der Kindheit das Gesicht zerbissen hat, deshalb die Narbe vom Auge zum Mundwinkel, die ihm etwas Piratenhaftes verleiht.

Innert weniger Wochen hat ihn die Corona-Seuche umzingelt. Wir wollen unsern Fussball wiederhaben, ruft das Land, nicht nur die Bundesliga, sondern die Millionen, die das Spiel selber spielen, und Keller trägt das Risikovirus für alle. Bevor er eine Ahnung davon hatte, Präsident des Deutschen Fussball-Bundes (DFB) zu werden, trampete der «Genussmensch durch und durch» (Focus) auf Sinnsuche über den Jakobsweg von Porto nach Santiago de Compostela. Er ist jetzt 63 Jahre alt und optimistisch. Die Geisterspiele ohne Publikum möchte er bald von der Bundesliga auf den gesamten Fussballbetrieb ausweiten. Herausgefordert ist er auch an seinen Gästetischen. Während der Quarantäne haben Diebe den Weinkeller geplündert und, noch schlimmer: Der «Guide Michelin» entzog dem «Schwarzen Adler» nach fünfzig Jahren den Stern. Auch Kellers Weinhandel leidet. Aber der Ball, der rollt. Hoffentlich nicht als Roulettekugel. Peter Hartmann

geschaut hätte, ob nicht da und dort mit der zu grossen Kelle angerichtet wird. Als die Landesregierung 2008 mit auf Notrecht gestützten Finanzhilfen die Grossbank UBS rettete, gab es jedenfalls harsche Kritik daran, dass das Parlament vor vollendete Tatsachen gestellt wurde. Eine der Kritikerinnen war die damalige Ständerätin Simonetta Sommaruga, die sich beklagte, dass die Parlamentarier «zu Kopfnickern degradiert» würden. Bei der UBS ging es um Hilfen von sechs Milliarden Franken, beim Corona-Paket sind es rund sechzig Milliarden.

Fairerweise muss man sagen – und das ist der dritte Punkt –, dass niemand ein Drehbuch zur Hand hat, wie die Institutionen während einer Pandemie handeln sollen. Es gibt keinen Verfassungsartikel und keinen Leitfadensatz, der sagt, welches das richtige Vorgehen ist und wann sich das Parlament wieder einklinken soll. Eine landesweite, sich über mehrere Monate hinziehende ausserordentliche Lage gab es seit dem Zweiten Weltkrieg noch nie. Ob es hier neue Instrumente braucht – im Gespräch ist etwa die Schaffung einer Rechtsdelegation des Parlaments, die dem Bundesrat bei den Notverordnungen auf die Finger schauen soll –, wird sicher noch diskutiert werden.

Klar ist aber, dass es nicht im Sinne gewaltenteiliger Institutionen ist, wenn sich das Parlament jetzt vorschnell hinter den Bundesrat stellt. Aufgabe des Parlaments müsste es sein, die bundesrätliche Corona-Strategie kritisch zu prüfen. Was bisher nämlich fehlt, ist die inhaltliche Debatte über das Vorgehen der Landesregierung. Hat sie richtig gehandelt, als sie Mitte März den Notstand ausrief? Waren die drakonischen Eingriffe, die sie anordnete und deren Folgen sie nun mit Milliardenbeträgen lindern will, verhältnismässig? Hat sie mit ihren vielen über die eigentliche Seuchenbekämpfung hinausreichenden Notverordnungen die Verfassung gebrochen? Warum hat die Pandemievorsorge so kläglich versagt, wer trägt hier die Verantwortung? Und: Brauchte es den partiellen Lockdown überhaupt, oder wird sich herausstellen, dass es sich um einen Fehlentscheid handelte und dass ein Gutteil der wirtschaftlichen Einbussen ohne Not verursacht wurde? Das Parlament muss sich die Frage gefallen lassen, wie es die Krisenbewältigung des Bundesrates später, wenn man Bilanz ziehen kann, glaubwürdig beurteilen will, wenn es ihm bereits jetzt, mitten in der ausserordentlichen Lage, faktisch Décharge erteilt.



«Immer, wenn man die Meinung der Mehrheit teilt, ist es Zeit, sich zu besinnen.»

Politik

Butterweiche Gegensätze

Von Peter Keller — US-Präsident Donald Trump wird für die Mehrheit der Corona-Opfer persönlich haftbar gemacht. Die linkspopulistischen Regierungen von Italien und Spanien werden verschont.

Mitten am Times Square in New York leuchtet seit ein paar Tagen eine neue Anzeigetafel: ein schlichter weisser Hintergrund, darauf grosse rote Ziffern, die langsam nach oben zählen. Es ist die «Trump Death Clock», die Trump-Todesuhr. Sie weist jene Covid-19-Opfer aus, so der Initiator und Filmemacher Eugene Jarecki, die der US-Präsident mit seinem zögerlichen Vorgehen zu verantworten habe. Hätte er seine Eindämmungsmassnahmen eine Woche früher erlassen, erklärt Jarecki, hätten 60 Prozent der Todesfälle vermieden werden können. In Zahlen: 48 823 (Stand 12. Mai). Es ist der letzte konsequente Schritt: Donald Trump wird persönlich haftbar gemacht für die Mehrheit der Corona-Toten.

Seitdem in der EU und in der Schweiz die Infektionsraten und Todesfälle abflachen, steigt dafür rasant die Reproduktionszahl hämischer Medienberichte über den US-Präsidenten: «Die umstrittenen Trump-Aussagen im Faktencheck» (*Nau.ch*), «Trumps historische Fehleinschätzung» (*Tages-Anzeiger*), «Die irren Corona-Tipps von Trump» (*Blick*). Gegen harte Kritik ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Nur steht sie im butterweichen Gegensatz zum Kuscheljournalismus, den die Schweizer Medien im Umgang mit der Pandemie-Politik des Bundesrates pflegen. Oder mit Regierungen, die dem linken Parteienspektrum angehören.

Bizarres Bashing

Während konservative Politiker – von Boris Johnson über Putin bis zum brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro – für jede (Nicht-)Entscheidung namentlich angeprangert werden, herrscht gegenüber den politischen Verantwortlichen aus Italien oder Spanien mediale Totenstille. In beiden Ländern sind sozialistische Koalitionen an der Macht – und beide Regierungen sind durch mindestens so viel Hilflosigkeit oder Missmanagement aufgefallen wie etwa Grossbritannien oder die USA. Doch keine Zeitung würde dem italienischen Ministerpräsidenten Giuseppe Conte deswegen eine «historische Fehleinschätzung» unterstellen. Oder die linkspopulistische Podemos für Tausende Corona-Tote verantwortlich machen, obschon die Partei noch am 8. März, zum Tag der Frau, zu Massendemonstrationen in Spanien aufgerufen und damit die Verbreitung des Virus massgeblich gefördert hatte.

Grenzwertig ist auch der Umgang mit den Corona-Statistiken. Selbst die NZZ führt Grossbritannien, Russland und die USA als die «am stärksten betroffenen» Länder auf. Das stimmt in absoluten Zahlen. Aber man vergleicht ja auch nicht die Anzahl Strassenfahrzeuge in der Schweiz mit jener von Liechtenstein, ohne die unterschiedliche Bevölkerungsgrösse mit einzubeziehen. Die USA verzeichnen bei sinkenden Neuinfektionen aktuell 80 706 Covid-19-Opfer (12. Mai). Das sind deutlich mehr als die 30 739 aus Italien. Aber weit entfernt von den rund 170 000 Todesfällen, die der italienischen Bevölkerungsgrösse entsprächen.

Das Trump-Bashing wirkt oft bizarrer als der Gescholtene selber. Oder käme es jemandem ernsthaft in den Sinn, eine Alain-Berset-Todesuhr auf dem Bundesplatz zu installieren und dem schweizerischen Gesundheitsminister 60 Prozent der Schweizer Covid-19-Toten anzurechnen? Zur Erinnerung: Der bundesrätliche Shutdown erfolgte am gleichen Tag (16. März), an dem Donald Trump seine Anti-Pandemie-Massnahmen verschärfte. Und dem amerikanischen Präsidenten ist zugutezuhalten, dass sich sein Land nicht in unmittelbarer Nachbarschaft zum Corona-Hotspot Italien befand wie die Schweiz.



«Trump Death Clock»: Times Square, New York.

Frankreichs Grimassen-Olympier

Von Wolfram Knorr — In der Corona-Krise erinnert sich die Grande Nation an ihren Grossmeister des schrägen Humors, Louis de Funès. Zu recht.



Tartuffe, Don Juan und Alceste in einem: Komiker de Funès.

Was für eine verkehrte Welt: Ausgerechnet die Theaterkritik, die sonst den Film und seine Stars nicht sonderlich ernst nahm, lobte einen kleinen, wilden Derwisch auf der Bühne über alle Massen, während die Filmkritik ihn und die Filme, in denen er spielte, eher ignorierte. 1961 hatte er mit «Oscar» Theaterpremiere und feierte Triumphe. Jean-Jacques Gautier widmete im *Figaro* seine Rezension nur der Bühnen-Figur: «Er zwinkert mit den Augen, senkt eine Augenbraue, zieht die andere bis zum Haaranatz hoch, könnte man sagen. Er schneidet Grimassen. Täuscht komische Wut vor. Zeigt eine ungewohnte Vielfalt spassiger Gebärden. Kompliziert die unwiderstehlichen Gestikulationen. Tobt herum.» Gautier beschrieb voller Hingabe einen Mimen-Artisten, der Frankreichs grösster Film-Komiker werden sollte: Louis de Funès.

«Oscar» von Claude Magnier gehört zu jenen rasanten Schwänken mit den fürs Genre unerlässlichen Verwechslungen, und Louis de Funès gibt einen Industriellen, der durch seinen Buchhalter, eine Hochstaplerin und seine Tochter in solche ständig versetzt wird. Es war eine Sternstunde für Louis Germain David de Funès de Galarza, den Sohn eines spanischen Adligen, der sich lange ziellos treiben liess, bis er mit 27 Jahren Schauspieler werden wollte;

nur war für den 1,64-Meter-Wicht nirgendwo Verwendung. Daniel Gélin, renommierter Schauspieler («The Man Who Knew Too Much») und Freund, empfahl ihn, und bald fiel er in kleinen Nebenrollen auf.

Baskenmütze, Baguette, Zigarette

In «Innocents in Paris» (1953), einer britischen Komödie, die eher eine Tourismus-Werbung als ein Spielfilm ist, hat Louis de Funès eine winzige Rolle, die aus dem Rahmen fällt. Als Pariser Taxifahrer muss er britische Touristen chauffieren, die verknöchert und schwer von Begriff sind. Funès zieht alle Register, um das Klischee des Franzosen (Baskenmütze, Baguette, Zigarettenstummel, *savoir-vivre* eben) zu konterkarieren und zugleich Aversionen gegen die Briten zu parodieren. In einem deutschen Film («Mädchen ohne Grenzen», 1955) war er auch präsent, wohl nur, weil es eine Co-Produktion war und ein Fratzenzieher öde Romanzen mit kleinen Clown-Nummern ein wenig aufpeppte.

Deutsche Titel wie «Quietsch... quietsch... Wer bohrt denn da nach Öl?» oder die «Balduin»-Filme («Balduin, der Ferienschreck», «Balduin, der Trockenschwimmer» etc.) waren bezeichnend für den Ruf, den er hatte. 1964 gelangen Funès mit «Le gendarme de Saint-Tropez» und ein Jahr darauf mit «Fantômas»,

jennem französischen Pendant zum deutschen «Dr. Mabuse», zwei Hits. Fantômas wurde nicht mehr, wie in den Stummfilm-Klassikern von Louis Feuillade, ernst genommen, sondern in der Figur seines Verfolgers Kommissar Juve, den Louis de Funès als feuriges Zornickel verkörperte, charmant parodiert.

Er war die französische Antwort auf Blake Edwards' legendäre «Pink Panther»-Reihe mit Peter Sellers als schusseligem Inspector Jacques Clouseau. Während Sellers den souveränen, von sich überzeugten Hans Guckindieflucht gibt, den nichts erschüttern kann, auch wenn er von einem Fettnäpfchen ins andere tritt, ist Funès der Beamte durch und durch, der mit napoleonischem Temperament die Befehle erteilt. Nicht er ist der Schussel, sondern seine unfähigen Beamten, unfähig, seinen Anordnungen zu folgen, mögen seine Befehle noch so dämlich sein. In 140 Filmen spielte Funès, und mit «La grande vadrouille» (1966) erreichte er siebzehn Millionen Zuschauer in der Grande Nation. *L'Express* schrieb von der «Schlacht des Lachens». Er war auf dem Gipfel des Ruhms angelangt. Es war auch die Zeit der Nouvelle Vague, die den Klamotten-Irrsinn des Grimassenschneiders bestenfalls ignorierte.

Im Schatten von Jacques Tati

Zehn Jahre später gelang ihm mit der Gourmet-Komödie «L'aile ou la cuisse» (1976) ein Meisterstück. Da dringt er wie ein Inquisitor in Frankreichs Heiligtum, die Haute Cuisine, prüft in seiner royalen Eigenschaft als Herausgeber der Restaurantbibel «Duchemin» und Geschmacks-Hohepriester jede kleinste konfessionelle Abweichung der sakral zelebrierten Götterspeisen und füllt heimlich Kostproben wie Beweisstücke der Ketzerei in Reagenzgläser. Es sind Szenen, in denen kein Auge trocken bleibt. Da ist Funès auf dem Olymp kostbarweher Mimikry, wenn er abschmeckt, ins Nirwana der Gaumen-Transzendenz abhebt. Sein Gesicht wird zur Wurlitzer-Orgel sensibelster Aromen-Ober-, -Unter- und -Zwischentöne. Er «flötet» mit Mund, Augen und Händen – als Zuschauer zerreisst's einem fast das Zwerchfell.

Louis de Funès wurde lange unterschätzt, weil er eben nicht wie Jacques Tati zur poetischen Versonnenheit neigt oder zur parzivalesk rührenden Unbedarftheit eines Pierre Richard, sondern ganz und ohne Umschweife der Wutbürger schlechthin ist – der Bourgeois, ob Angestellter, Beamter, Unternehmer oder Gewerbetreibender anderer Art, der gegen Bürokratie, Sturheit, Verblendung, Intrigen und gegen jede Art von Opportunismus aufbegehrt und sich zugleich auch wieder in ihm einkuschelt. Louis de Funès ist eine Molière-Figur, Argan («Le malade imaginaire»), Tartuffe, Dom Juan und Alceste («Le misanthrope») in einem, in allen denkbaren Mischungsverhältnissen und Abwandlungen möglich. Ein Erzschemel, in rotglühenden Gedanken siedend.

Himmelsturz des Virengotts

Von Wolfgang Koydl — Er empfahl Grossbritannien den Lockdown, piff aber selbst auf die von ihm vorgeschlagenen strengen Massnahmen. War das die einzige Fehleinschätzung von Neil Ferguson?

Männern sagt man gerne ein gestörtes Verhältnis zur Medizin nach, weil sie im Vertrauen auf ihre Unverwundlichkeit Arztbesuche meist möglichst hinauszögern. Müssen sie dann doch mal Medikamente nehmen, wollen sie es schnell hinter sich bringen und verfahren nach der simplen Maxime: «Viel hilft viel» – und schlucken schon mal die ganze Packung auf einmal.

Der Brite Neil Ferguson ist ebenfalls ein Mann – dazu später mehr –, aber als Epidemiologe war er wie viele Kollegen seines Faches in Zeiten von Corona zum Supermann gereift, gleichsam zu einer Mischung aus delphischem Orakel und olympischem Zeus. An seinen Lippen hingen Völker und Regierungen, zu seinen Füßen kauerten devot leichtgläubige Journalisten.

Gestürzt wie Zeus

Seit Beginn der Corona-Pandemie sass der Wissenschaftler des renommierten Londoner Imperial College im Beirat der britischen Regierung, dessen englischer Titel das schöne Akronym SAGE hat. Zu Deutsch: weise. In diesem Gremium verfuhr auch er nach dem Prin-

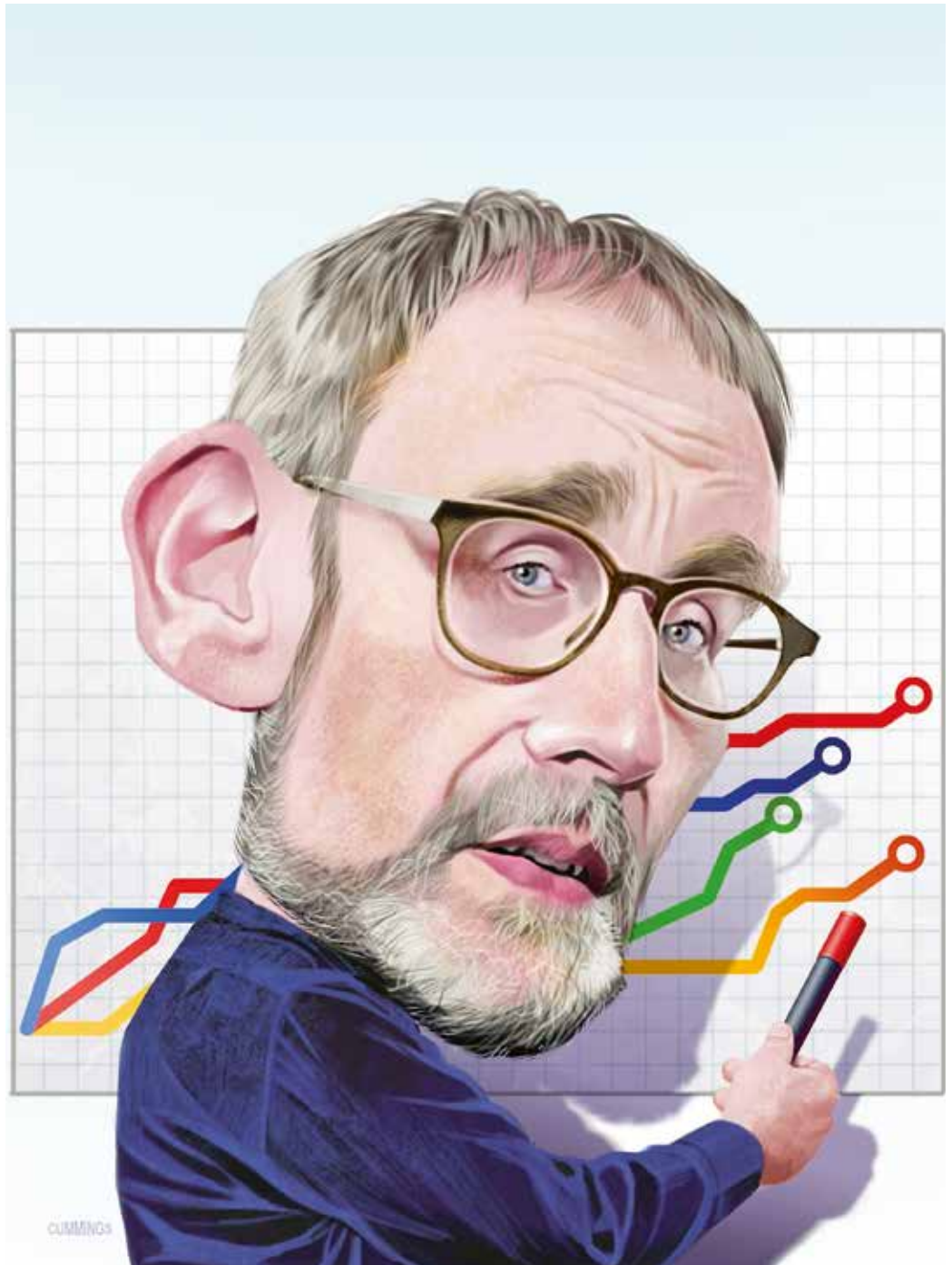
Und wenn's nicht die Liebe ist, so reicht vielleicht die Libido.

zip «Viel hilft viel» – indem er dem Premierminister und seinem Kabinett eine Überdosis Horrorzahlen verabreichte und so auf eine Kursänderung des Corona-Kurses drängte.

Inzwischen ist Ferguson nicht mehr in diesem Rat der Weisen vertreten. Er ist tief gestürzt – wie der Olympier Zeus, wenn man ihn unten auf Erden mit hochgezogener Toga erwischte. Ferguson stolperte über ein Verhalten, das man «allzu menschlich», oder wohl besser «allzu männlich», nennen könnte. Denn auch kluge Männer erliegen weiblichen Reizen. Die Liebe obsiegt doch immer, mochte sich der 51-jährige Junggeselle gedacht haben. Da wird sie doch mit einem kleinen Virus fertig werden. Und wenn's nicht die Liebe ist, so reicht vielleicht die Libido.

Vermeintlicher Beweis

Fergusons Fall ist ein Lehrstück aus der Sparte «Wasser predigen und Wein trinken» und bestätigt die Weisheit, dass Schadenfreude die reinste Freude ist. Denn während die ganze



«Vereinfachte Darstellungen der Realität»: Epidemiologe Ferguson.

Nation auf sein Anraten schockgefrostet im Corona-Lockdown verharnte, hielt er sich selber nicht daran: mindestens zwei Mal liess er seine verheiratete Geliebte quer durch London zu einem Schäferstündchen anreisen, selbst dann noch, als deren Ehemann Corona-Symptome zeigte.

Bis dahin war Ferguson wohl ohne Übertreibung einer der einflussreichsten Männer

Grossbritanniens. Mehr oder minder im Alleingang beeinflusste und veränderte er die Politik des britischen Premierministers Boris Johnson. Auch in anderen Staaten war sein Einfluss spürbar. Denn seine Studie galt als endgültiger Beweis dafür, dass man dem neuen Virus nur mit brutalen Eingriffen in die Bewegungsfreiheit der Bürger Herr werden könne.

Johnson hatte ursprünglich auf die sogenannte Herdenimmunität gesetzt: Die Seuche sollte sich weitgehend ungehindert in der Bevölkerung verbreiten. Da sie in über 80 Prozent der Fälle harmlos verlaufe, würden die Genesenen rasch einen Immunschutz für die ganze Gesellschaft aufbauen – so der Plan.

Ein Irrweg, befand Ferguson und belegte dies mit einer Studie, die dem Vereinigten Königreich für diesen Leichtsinns eine halbe Million Tote vorhersagte – und den Vereinigten Staaten gar zwei Millionen. Bei einem solchen Ansturm würden die Gesundheitssysteme kollabieren, orakelte er. Unter dem Eindruck dieser Schreckenszahlen knickten Johnson und Trump ein: Wie schon die italie-

Niemand schien Zweifel zu haben an den überzogenen Zahlen – am wenigsten Ferguson selbst.

nische, russische, deutsche und französische Regierung stellten nun auch sie ihre Völker unter Hausarrest und brachten die Volkswirtschaft zum Stillstand.

Die Opferzahlen stiegen gleichwohl dramatisch – Grossbritannien und Amerika führen weltweit die traurige Liste an. Sehr viel besser fuhr freilich im Vergleich Schweden, wo die Regierung trotz der Kassandrarufer des britischen Professors unbeirrt an einer modifizierten Form von Herdenimmunität festhielt. Und siehe da: Mit weniger als 3000 Todesfällen liegen die Skandinavier weit hinter den 100 000 Toten, die ihnen «Professor Lock-down» aus London prognostiziert hatte.

Hatte sich Ferguson verrechnet? Sein Fachgebiet ist die mathematische Biologie, was heisst, dass er mathematische Modelle erstellt, mit denen er versucht, den Verlauf einer Seuche zu berechnen. Leider war seine Erfolgsquote bisher, sagen wir mal, durchwachsen. Denn die Covid-19-Pandemie ist nicht der erste Fall, in dem Ferguson eklatant falsch lag. Man hätte eigentlich gewarnt sein müssen.

BSE, Vogelgrippe und Co.

Erstmals machte Ferguson beim verheerenden Ausbruch der Maul- und Klauenseuche 2001 in Grossbritannien von sich reden. Er empfahl die Massentötung von Vieh, auch wenn es nicht infiziert war. Mehr als sechs Millionen Rinder und Schafe wurden gekeult, der britischen Wirtschaft entstand ein Schaden von zehn Milliarden Pfund. Erst hinterher fragte man sich, ob Ferguson nicht vielleicht etwas übertrieben hatte. Denn belegt waren lediglich 2000 Fälle der Seuche.

Ein Jahr später schreckte der Epidemiologe seine Landsleute erneut mit astronomischen Zahlen auf. Bis zu 50 000 Menschen, so errechnete er, könnten dem Rinderwahnsinn BSE er-

liegen. Gar dreimal so viele könnten es sein, wenn auch Schafe die Krankheit übertragen würden. Ganz so schlimm kam es dann nicht. Lediglich 177 Briten erlagen der Seuche.

Bald schon sorgte sich Ferguson nicht mehr nur um die Britischen Inseln, sondern um die ganze Welt. So sagte er voraus, dass die 2005 grassierende Vogelgrippe weltweit 200 Millionen Menschen das Leben kosten würde. Als Grundlage für seine Berechnung nahm er die 40 Millionen Toten der Spanischen Grippe von 1918. Da heute sechsmal mehr Menschen auf dem Planeten lebten, müsse man auch die Zahl der voraussichtlichen Opfer entsprechend vielfältigen, schlussfolgerte er – ohne die offenkundigen Fortschritte in Medizin, Pflege und Hygiene zu berücksichtigen. Tatsächlich forderte die Vogelgrippe weltweit 282 Tote. Beim Ausbruch der Schweinegrippe-Pandemie 2009 war er erneut zur Stelle. Vehement sprach er sich dafür aus, sofort alle Schulen im Vereinigten Königreich zu schliessen, da die Seuche voraussichtlich 65 000 Menschen das Leben kosten werde. Am Ende waren es 500, und die Sterblichkeitsrate lag nicht bei den von Ferguson errechneten 0,4 Prozent, sondern bei lediglich 0,026.

Kaffeesatz und Kristallkugeln

Niemand schien Zweifel zu haben an den überzogenen Zahlen und Fehlprognosen – am wenigsten Ferguson selbst. Im Gegenteil: In einem Interview warnte er sogar davor, sich zu sehr auf seine Berechnungen zu verlassen: «Wir bauen vereinfachte Darstellungen der Realität», meinte er, gleichsam virtuelle Welten, in denen virtuelle Viren über virtuelle Populationen herfallen. Je nachdem, welche Parameter man verändert – soziale Distanz, Quarantäne, Medikamente –, verändern sich diese Welten. Aber sie bleiben virtuell, so wie



«Versuchungen sind wie Vagabunden:
Wenn man sie freundlich behandelt,
kommen sie wieder und bringen andere
mit.»

auch ein noch so überzeugendes Computerspiel nie real wird.

Ferguson gab denn auch selbst zu, dass seine Modelle keine «Kristallkugeln» seien, aus denen sich die Zukunft herauslesen lasse. Bei der Erwähnung dieses Wahrsagerinstruments spitzte ein berühmter Landsmann des Wissenschaftlers die Ohren, der selber nichts mit Viren oder Epidemien zu tun hat: der Bestsellerautor Frederick Forsyth.

Der Mensch, so schrieb er, habe schon immer die Zukunft vorhersagen wollen – mal las er sie aus Eingeweiden, mal aus den Sternen, mal aus dem Kaffeesatz oder eben aus Kristallkugeln. Sie alle hätten eine Trefferquote von 90 Prozent – an Fehlprognosen. «Heute haben wir pseudowissenschaftliche Expertisen», schrieb Forsyth. Doch er habe nicht das Gefühl, dass die Quote sich verbessert habe.

Diese Ansicht teilen inzwischen auch andere Völker Europas und der Welt, die allmählich bemerken, dass sie einer Gruppe von Epidemiologen und Virologen nun wahrscheinlich die grösste Wirtschaftskrise der Menschheitsgeschichte zu verdanken haben werden. Einer der wenigen, deren Ruf nicht gelitten hat, ist übrigens Anders Tegnell, Schwedens Chefvirologe, der seine Landsleute und die Regierung nicht verschreckt, verängstigt und vergewaltigt hat.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Sicher arbeiten:
Jeder Unfall ist einer zu viel

Ab Montag, 18. Mai, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 25. Mai,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Personenkontrolle

Aebi, Aebischer, Arslan, Badran, Bertschy, Binder, Candinas, Cottier, Eymann, Feri, Fiala, Fluri, Funicello, Girod, Glättli, Gmür, Gössi, Hurter, Lüscher, Portmann, Pult, Rytz, Sauter etc.

Alfred Heer, Funktionär, stimmte in der Corona-Sondersession gegen den Ordnungsantrag seines SVP-Kollegen Lukas Reimann, die Taggelder der Nationalräte als «Zeichen der Solidarität» zu halbieren. Weil der Bund der Steuerzahler (Präsident: Alfred Heer) somit als Kontrollinstanz wegfällt, nennt die *Weltwoche* die Parlamentarier, die in Zeiten von Kurzarbeit die vollen Bezüge beanspruchen (inkl. Enthaltungen):

Jean-Luc Addor (SVP, VS)
Andreas Aebi (SVP, BE)
Matthias Aebischer (SP, BE)
Céline Amaudruz (SVP, GE)
Gerhard Andrey (GP, FR)
Sibel Arslan (BastA, BS)
Mustafa Atiçi (SP, BS)
Christine Badertscher (GP, BE)
Jacqueline Badran (SP, ZH)
Kilian Baumann (GP, BE)
Samuel Bendahan (SP, VD)
Kathrin Bertschy (GLP, BE)
Marianne Binder (CVP, AG)
Martina Bircher (SVP, AG)
Priska Birrer Heimo (SP, LU)
Frédéric Borloz (FDP, VD)
Jacques Bourgeois (FDP, FR)
Philipp Matthias Bregy (CVP, VS)
Daniel Brélaz (GP, VD)
Florence Brenzikofer (GP, BL)
Thomas Brunner (GLP, SG)
Michaël Buffat (SVP, VD)
Christine Buillard-Marbach (CVP, FR)
Martin Candinas (CVP, GR)
Rocco Cattaneo (FDP, TI)
Isabelle Chevalley (GLP, VD)
Katja Christ (GLP, BS)
Christophe Clivaz (GP, VD)
Damien Cottier (FDP, NE)
Brigitte Crottaz (SP, VD)
Christian Dandrès (SP, GE)
Denis de la Reussile (PDA, NE)
Simone de Montmollin (FDP, GE)
Jacqueline de Quattro (FDP, VD)
Marcel Dobler (FDP, SG)
Kurt Egger (GP, TG)
Christoph Eymann (LP, BS)
Alex Farinelli (FDP, TI)
Laurence Fehlmann Rielle (SP, GE)
Olivier Feller (FDP, VD)



Den Mutigen gehört die Welt: Irène Kälin.



Gegen die Fraktion: Susanne Vincenz-Stauffacher.



«Zeichen der Solidarität»: Lukas Reimann.



Für den Bund der Steuerzahler: Alfred Heer.



Beansprucht volle Bezüge: Roger Nordmann.

Yvonne Feri (SP, AG)
Doris Fiala (FDP, ZH)
Roland Fischer (GLP, LU)
Fabien Fivaz (GP, NE)
Beat Flach (GLP, AG)
Kurt Fluri (FDP, SO)
Pierre-Alain Fridez (SP, JU)
Tamara Funicello (SP, BE)
Anna Giacometti (FDP, GR)
Bastien Girod (GP, ZH)
Ida Glanzmann-Hunkeler (CVP, LU)
Balthasar Glättli (GP, ZH)
Alois Gmür (CVP, SZ)
Petra Gössi (FDP, SZ)
Edith Graf Litscher (SP, TG)

Corina Gredig (GLP, ZH)
Jean-Pierre Grin (SVP, VD)
Jean-Paul Gschwind (CVP, JU)
Niklaus-Samuel Gugger (CVP, ZH)
Barbara Gysi (SP, SG)
Greta Gysin (GP, TI)
Alfred Heer (SVP, ZH)
Stefanie Heimgartner (SVP, AG)
Lorenz Hess (BDP, BE)
Ruth Humbel (CVP, AG)
Thomas Hurter (SVP, SH)
Matthias Samuel Jauslin (FDP, AG)
Peter Keller (SVP, NW)
Delphine Klopfenstein Broggini (GP, GE)
Sandra Locher Benguerel (SP, GR)
Christian Lohr (CVP, TG)
Christian Lüscher (FDP, GE)
Jörg Mäder (GLP, ZH)
Pierre-Yves Maillard (SP, VD)
Vincent Maitre (CVP, GE)
Christa Markwalder (FDP, BE)
Ada Marra (SP, VD)
Min Li Marti (SP, ZH)
Samira Marti (SP, BL)
Nadine Masshardt (SP, BE)



«Wenn du einen verhungernenden Hund aufliest und machst ihn satt, dann wird er dich nicht beißen. Das ist der Grundunterschied zwischen Hund und Mensch.»

Michel Matter (GLP, GE)
 Melanie Mettler (GLP, BE)
 Mattea Meyer (SP, ZH)
 Sophie Michaud Gigon (GP, VD)
 Fabian Molina (SP, ZH)
 Tiana Angelina Moser (GLP, ZH)
 Leo Müller (CVP, LU)
 Stefan Müller-Altermatt (CVP, SO)
 Philippe Nantermod (FDP, VS)
 Jacques Nicolet (SVP, VD)
 Yves Nidegger (SVP, GE)
 Roger Nordmann (SP, VD)
 Eric Nussbaumer (SP, BL)
 Nicolo Paganini (CVP, SG)
 Pierre-André Page (SVP, FR)
 Isabelle Pasquier-Eichenberger (GP, GE)
 Valérie Piller Carrard (SP, FR)
 François Pointet (GLP, VD)
 Léonore Porchet (GP, VD)
 Hans-Peter Portmann (FDP, ZH)
 Katharina Prelicz-Huber (GP, ZH)
 Stefania Prezioso Batou (GP, GE)
 Jon Pult (SP, GR)
 Valentine Python (GP, VD)
 Thomas Rechsteiner (CVP, AI)
 Fabio Regazzi (CVP, TI)
 Mathias Reynard (SP, VS)
 Maja Riniker (FDP, AG)
 Markus Ritter (CVP, SG)
 Benjamin Roduit (CVP, VS)
 Marco Romano (CVP, TI)
 Franziska Roth (SP, SO)
 Franziska Ryser (GP, SG)
 Regula Rytz (GP, BE)
 Regine Sauter (FDP, ZH)
 Barbara Schaffner (GLP, ZH)
 Marionna Schlatter (GP, ZH)
 Daniela Schneeberger (FDP, BL)
 Ursula Schneider Schüttel (SP, FR)
 Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP, BL)
 Heinz Siegenthaler (BDP, BE)
 Andri Silberschmidt (FDP, ZH)
 Simon Stadler (CVP, UR)
 Bruno Storni (SP, TI)
 Marianne Streiff-Feller (CVP, BE)
 Lilian Studer (EVP, AG)
 Gabriela Suter (SP, AG)
 Michael Töngi (GP, LU)
 Aline Trede (GP, BE)
 Nicolas Walder (GP, GE)
 Beat Walti (FDP, ZH)
 Christian Wasserfallen (FDP, ZH)
 Laurent Wehrli (FDP, VD)
 Manuela Weichelt-Picard (GP, ZG)
 Cédric Wermuth (SP, AG)
 Felix Wettstein (GP, SO)
 Céline Widmer (SP, ZH)
 Priska Wismer-Felder (CVP, LU)
 David Zuberbühler (SVP, AR)

Den Mutigen gehört die Welt: Irène Kälin (GP, AG) und Susanne Vincenz-Stauffacher (FDP, SG) unterstützten als einzige Mitglieder ihrer Fraktion den Antrag Reimanns. (WW)

Nachruf



Gott- und Selbstvertrauen.

Fritz Gerber (1929–2020) — Am 10. Mai ist Dr. h. c. Fritz Gerber, Ehemann, Vater, Gross- und Urgrossvater, verehrter Chef und bedeutender Schweizer Wirtschaftskapitän, in seinem 92. Lebensjahr in die Ewigkeit abberufen worden. Er war ein Mensch mit einem weiten Horizont, neugierig und analytisch, sorgsam abwägend, mit Mut sowie Gott- und Selbstvertrauen gesegnet. Dies hat ihn dazu befähigt, gleich bei zwei bedeutenden Schweizer Unternehmen, der Zürich-Versicherung und der Roche, die Führung in einer schwierigen Lage zu übernehmen und sie Jahrzehnte später erfolgreich und stark den Nachfolgern zu übergeben. Danach hat er bei beiden Unternehmen als Ehrenpräsident weiter gewirkt und mit der nötigen Distanz – wenn danach gefragt – seinen Rat gegeben. Einige wenige Erzählungen aus seinem Leben, die er nur mit seinen Familienangehörigen und engen Freunden geteilt hat, zeigen seine Charaktereigenschaften und Prägungen auf, die ihn zu seinen Leistungen befähigt haben.

Aus Huttwil kommend, wurde er als ausserordentlicher Schüler gefördert und konnte in Bern das Gymnasium besuchen. Seine Klasse ging dann recht früh im Jahr in der Aare schwimmen. Fritz Gerber als Nichtschwimmer wusste, dass er, wenn er nicht mit der ganzen Klasse mitgehen würde, wohl noch lange mit Spott überzogen werden würde. So sprang er mit allen Kameraden ins Wasser, im Vertrauen darauf, er würde es schon schaffen. Mit Mühe konnte er sich dann wieder aus dem Wasser befreien. Es zeigten sich daran sein Selbstvertrauen, sein Mut und unbedingter Wille; Eigenschaften, die ihn bereits früh auszeichneten.

Vom Zweiten Weltkrieg geprägt, den er als Schüler und Kadettenhauptmann erlebte, war Gerber aktiver Offizier. In der Offizierschule wurde ihm als Fahrer ein Lastwagen mit angehängter schwerer Kanone anvertraut. Die Ladebrücke voller Kameraden und bei den ersten Fahrten mit praktisch keiner Fahr-Erfahrung, schwitzte er Blut und hat immer erwähnt, wie stark er damals in erster Linie die Verantwortung für das Wohlergehen seiner Kameraden im Kopf hatte. Dieses prägende Erlebnis stand ihm auch bei der Führung der Unternehmen und dem Mitwirken in Verwaltungsräten immer vor Augen. In erster Linie sah er als Arbeitgeber immer die Verantwortung für die Zukunft des Unternehmens und den Nutzen für die Kunden. Dabei standen ihm die tieferen Ränge der Mitarbeiterschaft näher als das obere Kader, von dem er viel forderte.

Als neugieriger Mensch war er immer interessiert an Kreativität und neuen Erfahrungen; so hat er sich für Kunst und Musik begeistert, und zwar nicht nur für bereits etablierte Künstler, sondern auch ganz bewusst für moderne Malerei und Musik. Seine Mutter hatte ihm in jungen Jahren anhand eines Bildes des Kunstmalers Max Buri, in dem sie verschiedene Personen aus dem Dorf erkannte, das Faszinosum der Malerei eröffnet, das ihn zeit seines Lebens nie mehr verliess. Auch hat er mit Roche das Musikfestival in Luzern mit dem «Composer in Residence» gefördert und privat mit seiner Fritz-Gerber-Stiftung vielen jungen Künstlern, Sportlern und fähigen Berufsleuten mit ausserordentlicher Begabung zur Erfüllung ihres Traumes verholfen.

Fritz Gerber hat sich immer wieder mit der Frage beschäftigt, wie Entscheidungen zustande kommen. Er hat sich selber hinterfragt: «Wie hatte ich den Mut, diesen Entscheid auch gegen den Rat vieler Kollegen und Kolleginnen zu treffen und durchzuziehen?» Die Antwort liegt in der Breite seines Horizonts, seinem Mut und Gottvertrauen. In den letzten Jahren freute er sich an den Erfolgen seiner Kinder und ganz speziell seiner Enkelinnen und Enkel. Ein tiefer Familiensinn und die Sorge um das Wohlergehen seiner Angehörigen, seiner Mitarbeiter und seines Landes haben sein Leben bestimmt. In die Trauer mischt sich tiefe Dankbarkeit für einen wunderbaren Menschen. *Gottlieb A. Keller*

Gottlieb A. Keller, Assistent von Fritz Gerber 1992–1996, Sekretär des Verwaltungsrates von Roche 1999–2020 und Konzernleitungsmitglied 2003–2020

Lockdown der Debatte

Von *Florian Schwab* — Eigentlich sind es grossartige Zeiten für Streit und Diskussionen. Corona beflügelt die Meinungen wie kaum ein anderes Thema. Doch die Talk Shows des Schweizer Fernsehens wirken wie künstlich beatmet. Was läuft schief?

In politisch aufgewühlten Zeiten kann das Fernsehen das grosse Lagerfeuer sein, an dem die Nation mit sich selbst ins Diskutieren kommt. Nichts ist faszinierender als die Vielfalt der Meinungen, und nichts ist fesselnder als ein Duell intelligenter Argumente. So wie ein Fussballenspiel von der Spannung des offenen Ausgangs lebt, so kann sich eine gute Talk Show ins kollektive Bewusstsein des Publikums einbrennen.

Nichts aber ist schlimmer, als wenn ein miserabler Schiedsrichter den Match verpfeift, abwürgt durch unzeitige, kleinkarierte, dauernde Interventionen. Genau gleich kann ein verklemmter, unsicherer oder übereitler Moderator eine mitreissende Debatte verhindern. Unser Eindruck ist, dass die bekanntesten Schweizer Talk-Formate oft an zu kleinlichen Spielleitungen kranken.

1 — Dienstagabend: «Club»

Beginnen wir mit dem Prunkstück am Dienstag Abend, dem «Club». Dieses Format dient nicht dem harten Meinungsstreit, der Kontroverse. Es ist eher dem vertiefenden, therapeutischen Austausch gewidmet. Moderatorin Barbara Lüthi, Starkorrespondentin auf mehreren Kontinenten, hat der Sendung neuen Strom eingejagt, fraglos. Allerdings kommt Lüthi, der Fragenden, immer wieder Lüthi, die Meinende, ins Gehege. Als Gast muss man mit Schelte rechnen, wenn man sich zu forsch aus dem Meinungskanal der Moderatorin herausbewegt.

Immerhin legt die Gesprächsleiterin ihren journalistischen Ansatz offen, ihre Karten auf den Tisch. Vor dem letzten «Club» zum Thema des Covid-19-Erregers twitterte sie entwaffnend: «Zuerst waren Bürger, Politik und Wissenschaft in der Corona-Krise im Gleichklang. Das ändert sich rapide, und das ist gefährlich.» Ehrlicher kann man die eigene Abneigung gegen echte Auseinandersetzungen nicht zum Ausdruck bringen.

Es würde zu kurz greifen, dahinter ein rein ideologisches Schema zu vermuten. Allerdings ist schon auffällig, dass Gesprächsteilnehmer, die sich nicht so bruchlos einfügen in den Leutschenbachkonsens irgendwo zwischen grün, grünliberal, CVP und links, häufiger unterbrochen werden und beherzter ums Wort kämpfen müssen. Alle, die Barbara Lüthi live erlebt haben, sagen allerdings, dass sie nach den Sendungen viel lockerer drauf ist als während der Sendungen. Wenn es ihr gelänge,



Meinen und Fragen:
Barbara Lüthi («Club»)

ihr Nachsendungs-Ich in der Sendung ausleben, wäre sie brillant.

2 — Donnerstagabend: «Gredig Direkt»

Das Konzept klingt überzeugend. Anstelle des genialen Besserwissers Roger Schawinski soll Urs Gredig nicht für Krawall, sondern einfühlsam für Ausgleich sorgen. Pulswärmer statt Säurebad. Keine Inquisition mehr, dafür angenehme Gespräche auf Augenhöhe, die dem Ombudsmann nicht dauernd Beschwerden eintragen. Gredig erfüllt seine Aufgabe bis jetzt gut, sehr gut, zu gut. Die Zwangsberuhigung ist geglückt. Die Talks zeichnen sich durch eine fast schon wieder bewundernswerte Harmlosigkeit aus – gerade so, als wolle man gar nichts Zentrales zur Debatte beitragen. Anstatt mit einem Knall zu starten (Gredig grillt Berset?), wurde schon in der allerersten Sendung Anfang April ein defensiver Grundton gesetzt: Der gerade verabschiedete SBB-Chef Andreas Meyer durfte sich über seinen legeren Kleidungsstil im Home-Office definieren: «So bin ich daheim immer.» Weiter ging es mit der Kunstturnerin

Giulia Steingruber und dem Spitzenkoch Andreas Caminada oder dem ewigen Fifa-Mann Sepp Blatter. Immerhin: Gredig will seinen Gästen keine Meinungen aufzwingen oder gar einprägen. Er lässt sie reden. Das produziert keine Schlagzeilen, aber Authentizität. Der Talk-Neuling hat Potenzial, und dass ihn alle Zeitungen verreiseln, ist ein gutes Zeichen.

3 — Freitagabend: «10 vor 10»

Das Nachrichtenmagazin des Schweizer Fernsehens bringt zwar keine Talks, aber wir erwähnen es hier trotzdem, weil es ein Muster sichtbar macht: die meisterhaft als Journalismus verkleidete Propaganda. Kein SRF-Sendefass gibt sich staatskritischer als «10 vor 10». Keine Sendung ist staatshöriger als «10 vor 10». In der letzten Sendung vor der Lockdown-Lockerung steigt Moderator Gredig mit der identischen Botschaft ein, die wenige Minuten später Gesundheitsminister Alain Berset (SP) fast wortgleich wiederholen darf: Trotz den Corona-Erleichterungen sei höchste Vorsicht geboten. Dann ist die im Studio eingeladene Professorin Tanja Stadler mit der gleichen Message dran. Dreifach hält einfach besser. Sie habe schon «ein mulmiges Gefühl» wegen der Lockerungen. 15 Minuten Corona-Berichterstattung mit gleichlautenden Mahnungen an die Bevölkerung. Es war, als hätten Betsers Redenschreiber auch das Drehbuch dieses prestigösen «Nachrichtenmagazins» verfasst.



«Man muss die Tatsachen kennen,
bevor man sie verdrehen kann.»

4 — Freitagabend: «Arena»

Wo der «Club» aufgehört hat, macht die «Arena» unter Moderator Sandro Brotz weiter. Abermals wird unter dem Titel «Von der Corona- in die Schuldenkrise?» die im Parlament bereits abgeschlossene Umverteilungsdiskussion aufgewärmt. Die Gästeliste ist so schematisch wie die Antworten der Gäste: Tamara Funicello (SP), Marco Romano (CVP), Daniela Schneeberger (FDP) und Thomas Aeschi (SVP). Keiner, der in den vergangenen Tagen Zeitung gelesen hat, erlebt eine Überraschung – ausser vielleicht, als dem per Video zugeschalteten Balthasar Glättli (Grüne) sein Kind vor die Kamera läuft. Die ehemalige Jusopräsidentin und SP-Nationalrätin Tamara Funicello erhält von Moderator Sandro Brotz viel Raum für betont polemische Wortmeldungen, ohne dass kritisch nachgefragt wird. Hingegen wird FDP-Frau Daniela Schneeberger einem fast inquisitorischen Verhör zu einer Wortmeldung ihres Fraktionskollegen Christian Wasserfallen unterzogen, der auf Twitter den im Parlament grassierenden «Sozialismus» geißelt hatte.

Heckenschneiden mit der Nagelschere

Trotzdem: Mit seinem Angebot erreiche das Schweizer Fernsehen «seit Monaten so hohe Zuschauerzahlen und Marktanteile wie zuletzt noch zu Beginn der 1990er Jahre», sagt René Hildbrand, langjähriger Medienkritiker beim Ringier-Verlag und heute regelmässiger Kolumnist auf dem Portal Persoenlich.com. Hat SRF die Megaquoten verdient? Hildbrand: «Sagen wir es so: Der Sender lieferte mit seinem Informationsangebot während der Krise bislang das, was ich als Gebührenzahler von ihm erwarte. Pflicht erfüllt.» So seien die Medienkonferenzen aus dem Bundeshaus «selbstverständlicher Service». Allerdings hätten die Interviewfragen der SRF-Bundeshausmoderatoren an die Bundesräte «regelmässig so traulich wie Weihnachtsgedichte» geklungen. «Eines Abends war während eines Gesprächs zu befürchten, dass Alain Berset von Redaktionsleiter Christoph Nufer zu Tode gestreichelt wird», so Hildbrand. Und: «Randnotiz: Nufer wechselt in Bälde als Kommunikationschef ins EJPD zu Karin Keller-Sutter.»

«Lammartig» sei es auch in den ersten Ausgaben der «Arena» zum Corona-Thema zu- und hergegangen. «Die wie meist unterschiedlich interessanten Gesprächsteilnehmer waren nicht zum Aushalten lieb miteinander. Man wusste gar nicht, gegen wen man sein sollte.» Sandro Brotz habe aber «souverän» moderiert. «Arena» und «Club» seien dem Zuschauer

Schablonenkönig:
Sandro Brotz («Arena»).



vorgekommen «wie der Versuch, die Hecke mit der Nagelschere zu schneiden.

Ein ehemaliger SRF-Mann, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, sagt: «Das Schweizer Fernsehen verengt die Meinungen auf ein ganz enges Band.» Wer bei Themen wie Klimawandel, Feminismus oder Corona-Krise eine kontroverse Ansicht vertrete, sei aus Leutschenbacher Sicht ein Renegat, dem man möglichst nie ein Podium geben wolle. Lasse es sich doch einmal nicht ganz vermeiden, dann weiche der Staatsender auf sogenanntes Framing aus: Der Abweichler wird mit subtilen Warnlämpchen in Szene gesetzt, so dass dem Fernsehzuschauer die Bedenklichkeit von dessen Ansichten bewusst wird. «Das hat absolut System», so der Kritiker, «zudem werden in der «Arena» oft die der Redaktion genehmen Positionen mit

nach dem Drehbuch des Moderators und einem Schema «durchchoreografiert». Die *Weltwoche* hat mit Gästen gesprochen, die kürzlich in der «Arena» und im «Club» eingeladen waren. Fazit: Die Vorgespräche werden meistens von dessen Stab geführt. Bei etlichen Teilnehmern entstand der Eindruck einer Pro-forma-Übung. In der Sendung kamen sie sich vor wie Statisten in einem längst geschriebenen Stück.

Deutlich positiver wertet *Weltwoche*-Kolumnist Kurt W. Zimmermann. «Sandro Brotz ist ein sehr guter «Arena»-Moderator, der es versteht, seine persönliche Meinung aus dem Spiel zu nehmen.» Auch den Newcomer Urs Gredig sieht Zimmermann positiv. Die ersten Sendungen seien vielleicht ein wenig seicht gewesen, «aber mit seiner ruhigen und einfühlsamen Interview-Art hat er grosses Potenzial».

Ermutigende Verrisse:
Urs Gredig («Gredig direkt»).



Wenn Luca Cirigliano regiert

Von Christoph Mörgeli

Juso-Co-Präsident, SP-Parteibuch, juristische Ausbildung, Lenzburger Bezirksrichter. Doch seit 2012 ist Luca Cirigliano Zentralsekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. «Mir gefällt das Rechts-Politische besser als die reine Rechtsanwendung», sagte Cirigliano zur *Aargauer Zeitung*. Er meinte in seinem Fall allerdings weniger das Rechts-Politische. Sondern das Links-Politische.

Pünktlich zur Wiedereröffnung der Ladengeschäfte und Restaurants kommentierte der Gewerkschafter auf Tele Züri die Bemühungen der Gewerbler um Corona-Schutzkonzepte wie folgt: «Die Wahrscheinlichkeit ist sehr gross, dass sehr viele das sehr schlecht machen werden, entweder aus Unwissenheit, weil sie es nicht besser können. Oder weil ihnen die Schutzmassnahmen zu teuer wären.»

Der Gewerkschafts-Zentralsekretär macht auf Verdächtigung und Verunglimpfung. Er unterstellt den Detaillisten und Wirten, dass sie zu blöd oder zu geizig seien, um ihre Angestellten und Kunden vor gesundheitlichen Schäden zu bewahren. Cirigliano fordert strenge Überwachung, verbindliche obrigkeitliche Vorschriften im Kommandoton. Und natürlich staatliche Kontrollen. Wenn's sein muss – und ordentlich bezahlt wird – wohl gerne auch durch die Gewerkschaften.

Einst sagten die Sozialdemokraten und Gewerkschaften: «Sozialismus ist Arbeit» (1919). Oder: «Die Arbeit ist die Quelle allen Reichtums und aller Kultur» (1875). Heute überlegen sich der Gewerkschaftsbund und die Unia nur noch, wie man die Arbeit in Nichtarbeit, die Werk-tätigkeit in Freizeit umwandeln kann. Am besten, indem sie alle Anstrengungen von Arbeitgebern und Gewerblern hintertreiben, ihren Angestellten zu einer Existenz zu verhelfen.

Wo die Gewerkschaften regieren, steht es übel um Wirtschaft und Wohlstand. Je grösser die Gewerkschaften, desto kleiner die Löhne. Gewerkschaften verhindern durch ständige Erpressungen die Arbeit. Darum sind aus dem gewerkschaftsstarken Süden Europas die Wirtschaftsmigranten in Scharen in Richtung Norden geströmt. Gewerkschafter Luca Cirigliano aus Niederlenz will uns die gescheiterten Rezepte seiner familiären Wurzeln überstülpen. Zum Glück gibt's auch einen Luca Cirigliano, Verkaufsberater für Neu- und Gebrauchtwagen. Dieser hilft jetzt mit, die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Leider nicht bei uns, sondern im süddeutschen Ettlingen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Zweite Welle: Schwiiz Först

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz lebt zur Hälfte von Exporten. Wir sind, wie selbst Thomas Jordan feststellt, hoch verletzlich.



Die schlimmste zweite Welle wäre die Annahme der SVP-Initiative.

Erstaunlich realistisch beurteilt Thomas Jordan die wirtschaftlichen Aussichten der Schweiz. Wir werden irgendwo bei einem Schaden von 150 bis 250 Milliarden Franken landen.

Schlicht und einfach, weil wir mehr exportieren als jedes andere Land. Vorab in den EU-Raum. Vieles hängt davon ab, wie stark der EU-Raum mit Konjunkturprogrammen die Volkswirtschaften zum Laufen bringt.

Konkreter: Die Schweiz ist ein Land von Zulieferern der Autoindustrie. Wenn weniger Autos verkauft werden, werden weniger Autos gebaut. Wenn weniger Autos gebaut werden, braucht es weniger Schweizer Zulieferteile.

In Deutschland verlangt vorab die Industrie Konjunkturprogramme. Eine neue Verschrotungsprämie soll die Autoverkäufe stimulieren. Sozialdemokraten und Grüne sind nur einverstanden, wenn zuerst Elektroautos gefördert werden. Die Schweiz müsste in ihrem Interesse mitziehen und ihrerseits Elektroautos fördern.

Die schlimmste zweite Welle wäre allerdings die Annahme der SVP-Initiative im Herbst. Sie würde die von Exporten in die EU und von Touristen aus der EU abhängige Schweiz in eine gänzlich unnötige Isolation treiben. Obwohl die Zuwanderung in die Schweiz wegen der Krise in den kommenden Monaten dramatisch abnehmen wird. Deshalb wurden in den letzten Wochen die meisten grossen Bauvorhaben gestoppt. Statt sich selber in den Finger zu schnei-

den, müssten Bauvorhaben der öffentlichen Hand vorgezogen werden.

In allen Ländern arbeiten Staaten und Nationalbanken eng zusammen. Vielerorts spielen die Nationalbanken die alles entscheidende Rolle. Keine Nationalbank hat mehr Reserven als die schweizerische. 100 000 Franken pro Kopf der Bevölkerung. Kind und Kegel inbegriffen.

Bisher fordern nur die Grünen, dass die Nationalbank sich wenigstens mit 12 Prozent ihres Vermögens an der Schadensregulierung beteiligt.

Für Thomas Jordan geht das nicht. Weil man ausländische Währungen verkaufen müsste, um sie gegen *Fränkli* zu tauschen. Und so den Aufwertungsdruck erhöhen würde. Wie dumm sind wir, um solchen Quatsch zu glauben?

Erstens kann die Nationalbank die digitale Notenpresse laufen lassen und so Bund, Kantone, Gemeinden und Sozialversicherungen mit Geld, das diese nie zurückzahlen müssen, versorgen. So wie es die Bank of England macht.

Oder aber die Nationalbank kauft Bund, Kantone, Gemeinden und Sozialversicherungen deren Corona-verursachten Schulden ab und lässt diese in ihrer Bilanz sanft versickern. So wie es die Fed für Unternehmen macht.

In beiden Varianten wird der Franken etwas schwächer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«In Bezug auf das Sexualverhalten»

Von Kurt W. Zimmermann — Der Skandalfall Jolanda Spiess-Hegglin wird immer absurder. Er eskaliert zur Bedrohung die Pressefreiheit.

Es war das absonderlichste Gerichtsurteil der neueren Mediengeschichte. Denn es war ein Geisterurteil.

Letzte Woche verbot das Zuger Kantonsgericht mit einer superprovisorischen Verfügung ein Buch der Journalistin Michèle Binswanger. Das Buch, darum das Geisterurteil, ist noch nicht einmal fertiggeschrieben.

Binswanger, Reporterin beim *Tages-Anzeiger*, will darin den Zuger Sex-Skandal von 2014 aufrollen. Hauptdarstellerin der seifigen Affäre ist die Ex-Politikerin Jolanda Spiess-Hegglin, die sich als angebliches Schändungsoffer präsentiert.

Nachdem Spiess-Hegglin vom Buchprojekt Wind bekommen hatte, verlangte sie von der Justiz eine Bücherverbrennung auf Verdacht. Das Kantonsgericht Zug gab ihr recht. Es verbot Binswangers geplantes Buch. Und es verbot Binswanger zugleich die Publikation aller künftigen Artikel über den Zuger Sex-Skandal, sowohl in ihrer Zeitung wie auch online.

Erstmals beschliesst damit ein Gericht, dass ein Journalist in einem gesamten Themenfeld der Zensur unterliegt. Vergleichbares gab es nur im Zweiten Weltkrieg, als die Abteilung Presse und Funkspruch ganze Inhaltsbereiche abriegelte.

Das Urteil, man kann es nicht anders sagen, ist eine richterliche Perversion. Die Verfügung aus Zug ist der dreisteste Angriff auf die Pressefreiheit seit langem.

Mit allen Mitteln gegen das Urteil

Das Diktum aus Zug ist entgegen jedem Medienrecht, weil der dortige Sex-Skandal längstens ein Ereignis der Zeitgeschichte ist. Über 3000 Zeitungsartikel, Radio- und TV-Sendungen gibt es bis heute dazu, bis hin zu detaillierten Dokumentarsendungen des Schweizer Fernsehens. Die öffentliche Aufarbeitung von Zeitgeschichte lässt sich in Demokratien nicht verhindern.

Gefällt hat das Urteil der Präsident des Zuger Kantonsgerichts. Er heisst Werner Staub. Er ist Mitglied der FDP. Vielleicht müsste man ihn einmal darauf hinweisen, dass es seine Partei war, die 1848 die Pressefreiheit in unserer Verfassung festgeschrieben hat. Es ist darum klar, dass der Verlag des *Tages-Anzeigers* mit allen Mitteln gegen das Urteil des Zuger Kantonsgerichts ankämpfen wird. Kein freies Medienhaus lässt sich zum Schweigen verdonnern.

Ein Schweigen über Jolanda Spiess-Hegglin wäre auch darum unsinnig, weil sie der Hauptfaktor dafür ist, dass ihre Promi-Story bis heute



Diktum aus Zug: Spiess-Hegglin.

ständig in den Schlagzeilen ist. Seit Jahren drängt sie in die Medien und bewirtschaftet ihren *case* mit professioneller Selbstinszenierung. Interviews gibt sie reihenweise, allerdings nicht an Journalisten, die ihre Rolle skeptisch betrachten.

Journalistin Binswanger war in diesem Medienzirkus bisher nicht sehr aktiv. Sie schrieb gerade mal zwei Artikel, in denen Spiess-Hegglin namentlich aufscheint. Dass Spiess-Hegglin ihr Buch am Gericht als «privates Racheprojekt» bezeichnete, ist darum Humbug.

Die superprovisorische Verfügung hat dem Image von Spiess-Hegglin dennoch keinen Gefallen getan. Journalistin Binswanger darf, so das Gericht wörtlich, nichts publizieren «in Bezug auf das Mass des Alkoholkonsums der Geschwisterin», also von Spiess-Hegglin. Sie darf, so das Gericht wörtlich, nichts publizieren «in Bezug auf das Sexualverhalten der Geschwisterin».

Damit sprang Spiess-Hegglin und der «Bezug auf ihr Sexualverhalten» wieder in alle Schlagzeilen. Sie heizte den Hype zusätzlich an, indem sie Journalistin Binswanger wegen eines Tweets auch noch gleich auf Ehrverletzung verklagte.

Spiess-Hegglin ist unser Supertalent, wie man es in die Medien schafft.

Stochern an der Schmerzgrenze: Seite 32

Saubere Demos

Von Henryk M. Broder — Habecks Vorstellungen.

Es ist erst ein paar Wochen her, dass die Grünen in den Umfragen bei etwa 24 Prozent lagen und die Zeitungen den Co-Vorsitzenden Robert Habeck mit einem Bein auf der Kapitänsbrücke der



«MS Deutschland» sahen. «Kann Habeck auch Kanzler?» war eher eine rhetorische Frage. Inzwischen hat sich, Corona sei Dank, einiges getan. Die Grünen sind auf 16 Prozent abgerutscht, und der junge, dynamische und charismatische Co-Vorsitzende jener Partei, die Deutschland «klimafreundlich» neu aufstellen möchte, sorgt sich um die Zukunft seiner Partei. Vor allem sind es die wilden Demonstrationen gegen die Corona-Politik der Regierung, die ihm «Anlass zur Sorge» bieten. Denn zum ersten Mal geben die Grünen nicht den Ton an, sondern werden von links und rechts überrundet.

Letzten Montag gab Habeck in Berlin eine Pressekonferenz, bei der er Stellung bezog zu den Corona-Demos, die immer mehr Zulauf haben. Er sagte Folgendes: «Wir haben eine offene politische Debattenkultur in Deutschland, die Menschen haben das Recht, auf die Strasse zu gehen, ihre Unzufriedenheit, ihre Kritik zu äussern, die Demonstrationsfreiheit ist ein hohes Gut. Wir müssen aber auch erkennen, dass Rechtsradikale, Verschwörungstheoretiker, Antisemitisten [sic] diese Demonstrationen missbrauchen, um ihre Agenda auszubreiten in der Bevölkerung. Und dagegen muss man alert sein, wachsam sein, dass das nicht passiert.

Es gibt ein Recht auf Demonstration, es gibt kein Recht, durch Hass und Hetze Menschen auszugrenzen, andere zu gefährden oder gegen die Grundrechte und die Grundfesten des Staates vorzugehen. Insofern muss die politische Debatte über Aufklärung dazu beitragen, dass diese verschwörungstheoretischen und teilweise sehr völkischen, antistaatlichen und antidemokratischen Tendenzen aus diesen Demonstrationen möglichst ferngehalten werden beziehungsweise möglichst eingegrenzt werden.»

So stellt sich Habeck «saubere Demos» vor. Es darf nur für, aber nicht gegen etwas demonstriert werden. Leider steht das so in Art. 8 des Grundgesetzes nicht drin. Sondern: «Alle Deutschen haben das Recht, sich ohne Anmeldung oder Erlaubnis friedlich und ohne Waffen zu versammeln.» Es wird nicht zwischen «richtigen» und «falschen» Meinungen unterschieden. Noch nicht.



Thiel

Märchen

Von *Andreas Thiel*

Nichte: Tante Simonetta, erzählst du uns eine Gutenachtgeschichte?

Neffe: Au ja, ein Märchen, bitte!

Sommaruga: Was möchtet ihr denn hören?

Nichte: Das Märchen vom Rotkäppchen, das seine Grossmutter besucht und dann vom bösen Wolf gefressen wird.

Sommaruga: Aber das ist doch Blödsinn. So etwas kann nicht passieren, weil Rotkäppchen seine Grossmutter gar nicht besuchen darf.

Neffe: Dann das Märchen vom Dornröschen, zu dessen Taufe nur zwölf Feen eingeladen sind, weil der König nur zwölf goldene Tischgedecke hat, worauf die dreizehnte Fee dann trotzdem kommt und die Prinzessin verflucht.

Sommaruga: Das ist absurd. Taufen dürfen nur im engsten Familienkreis durchgeführt werden. Da sind keine Feen dazu eingeladen.

Nichte: Dann erzähl uns die Geschichte von den drei Weisen, die aus dem Morgenland kommen.

Sommaruga: Die Grenzen sind gesperrt. Da kommt keiner durch, ausser er ist so weise, einen Asylantrag zu stellen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Neffe: Was ist mit dem Wolf, der Kreide schluckt, um die sieben Geisslein zu fressen?

Sommaruga: Kreide gehört nicht zu den lebensnotwendigen Gütern und darf gar nicht erst verkauft werden.

Nichte: Ich möchte das Märchen vom Aschenputtel hören, dem die Tauben helfen, Linsen zu lesen.

Sommaruga: Von Tauben sollte sich Aschenputtel keinesfalls helfen lassen, wo doch jeder weiss, dass Vögel schlimme Viren auf den Menschen übertragen.

Neffe: Was ist mit dem Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, in dem das Mädchen ruft: «Der Kaiser ist nackt!»?

Sommaruga: Das ist kein Märchen, sondern eine Verschwörungstheorie. Soll ich euch mal eine wahre Geschichte erzählen?

Neffe: Au ja!

Sommaruga: Es war einmal ein chinesisches Killervirus ...

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Mich bewegt die Zeit sehr und ich fühle mich im öffentlichen Raum bevormundet.» *Sarah Bertolotti*

Personenkult und Heldenverehrung

Nr. 18 – «Triumph der Staatsmacht»;
Urs Paul Engeler über den Bundesrat

Mich bewegt die Zeit sehr, und ich fühle mich im öffentlichen Raum bevormundet. Ich soll zu Hause bleiben aus Solidarität und für die Gesundheit? Die Folgen der Massnahmen werden vor allem Menschen treffen, die bereits zu kämpfen haben – so viel zum Thema Solidarität. Die Grundlagen und Daten, aufgrund deren die Durchsetzung der Massnahmen vollzogen wurde, sind bereits zu Beginn von Fachpersonen, da unverhältnismässig, kritisch hinterfragt worden, aber diese bekamen in den Medien keine Stimme. Stattdessen wurde Angst verbreitet und nicht erwähnt, wie das Immunsystem gestärkt werden kann. Stress und soziale Isolation tragen sicher nicht dazu bei. Die Hofberichterstattung funktionierte hingegen gut, der Bundesrat war omnipräsent mit seinem Massnahmenpaket. Über Wochen die Wirtschaft an die Wand zu fahren und Existenzen aufs Spiel zu setzen, wen schützt das? Die Gesellschaft ist verunsichert, ängstlich und jetzt abhängig von seinen Entscheidungen. *Sarah Bertolotti, Horgen*

Ich mag keinen Personenkult. Und Heldenverehrung schon gar nicht! So kann ich unsere Bundesbehörde weder in den Kultstatus erheben, noch werde ich irgendeinem Mitglied für die Leistung in den vergangenen Corona-Wochen applaudieren, so wie dies der Ständerat angeblich in der Sondersession getan hat. Wer Augen und Ohren offen hält und das Denken nicht nur einigen Personen in Bundesbern überlässt, sondern Sachverhalte selber kritisch hinterfragt, der kann durchaus zum Schluss kommen, dass wir unser gutgeordnetes Leben durch all die Massnahmen unnötig gecrasht haben und den zukünftigen Generationen eine wahnsinnig grosse Hypothek hinterlassen! Wer zum Beispiel «wöchentliche Todesfälle Schweiz 2017» googelt, findet auf den Seiten des Bundesamtes für Statistik ein Diagramm, das zeigt, dass es Zeitabschnitte mit erhöhter Sterblichkeit schon früher gegeben hat, ohne dass der Bundesrat deswegen eine ausserordentliche Lage ausgerufen hätte. Aber der Tod passt eben nicht mehr in unsere everything goes-Gesellschaft mit dem ganzen Machbarkeitswahn. *Marcel Werder, Rapperswil*

Es gibt in diesem Land Tausende Personen, die keine Eigenverantwortung kennen und für die individuelle Hilfe jederzeit und umfassend zur Verfügung steht. Aber Gesunde, Selbständige



«Kompetenz und Mut».

und Alte, die grösstenteils für die Prosperität dieser Schweiz gearbeitet und gesorgt haben, werden einfach bevormundet und weggesperrt. Natürlich sieht jeder seine Ansprüche für gerechtfertigt an, und jeder hat Vorrang und Anrecht auf alles, inklusive Selbstverwirklichung zu jedem Preis; und die Allgemeinheit soll es gefälligst richten und bezahlen. Wo sind die volksnahen massgebenden Politiker und die verantwortungsvollen Wirtschaftsführer, die diesen neuen Herausforderungen mit Kompetenz und Mut begegnen können und wollen? *Emilio Luethi, Castel S. Pietro*

Für die kommende Zeit der Rezession sind Sparmassnahmen bei allen öffentlichen Haushalten unvermeidlich. Da ist es dringend erforderlich, dass sich die Verwaltung von Bund, Kantonen und Gemeinden sowie die bundesnahen Betriebe wie Post, Swisscom, SBB, SRG und so weiter am Abtragen des Defizits beteiligen. Das Personal müsste in Zukunft 20 Prozent weniger Lohn erhalten. Die Löhne waren in den letzten Jahren im Vergleich zur Privatindustrie ohnehin viel zu hoch. Und die Angestellten würden dadurch nicht arbeitslos.

Peter Mürger, Gerzensee

Wir werden um Jahrzehnte zurückfallen. Auch die Gewerkschaften werden um einiges zurückbuchstabieren müssen, der freie Personenverkehr ist passé, und viele Vorteile für einige werden gestrichen. Dann werden auch jene Hochkonjunktur-Zöglinge, die nur Höhenflug ohne Einschränkungen, steigenden Luxus und

globale Freiheit kennen, lernen müssen: Nicht der Arbeiter ist das Rückgrat der Wirtschaft, sondern die Wirtschaft – namentlich die KMU. Heil dir, Corona – möge die Heilung bald erfolgen. Bleibt gesund. *Werner Meier, Zeiningen*

Mutig gegen den Mainstream

Nr. 19 – «Gefährliche Verführungen»; Erik Ebnetter über Sucharit Bhakdi

Ein grosses Lob an die *Weltwoche*, die sich mutig gegen den Mainstream stellt und sich mit vielen Artikeln kritisch zur Corona-Krise äussert. Insbesondere freut es mich, dass Sie auch einem hochangesehenen und kompetenten Medizinprofessor wie Sucharit Bhakdi Gelegenheit geben, sich zu äussern. Dieser Mann spricht mir aus dem Herzen. Bravo!

Marianne Bühler, Belp

Loredana und kein Ende

Nr. 18 – «Ich will die Schweiz nie in der EU sehen»; Roman Zeller über Loredana Zefi

Es ist allgemein bekannt, dass der Chefredaktor eine Schwäche für elektrische Langhaarmusik hat. Neu aber steht er auch noch auf albanischen Sprechgesang. Es ist langsam eine Zumutung, wie diese Loredana in der *Weltwoche* hochgejubelt wird. Die Überlegung, nächstes Mal ein Heftli wie die *Glückspost* oder *Frau mit Herz* zu abonnieren, liegt nahe.

Bernhard Reutimann Richterswil

Da gibt es eine junge Frau, die unerhört erfolgreich und attraktiv ist und ihren eigenen Weg geht. Dass sie sich nicht vereinnahmen lässt, weder von der Rap-Szene noch vom Kosovo-Nationalismus, noch vom linksdiktierten Feminismus, das imponiert mir. Loredana, nach dem Lesen dieses Interviews bin ich sicher, dass dich viele Menschen in der Schweiz in ihr Herz geschlossen haben.

Roland Popert, Ossingen

Wo Hindemith?

Nr. 19 – «Brief an ein Monument»; Thomas Woerdehoff über Beethoven

Ja, die Musizi! Der letzte nahm unsere Tochter beethövlich am Händel, schenkte ihr einen Strauss, führte sie zum Bach und über die Bruch, wurde dann hinter den Hayden mozärtlich – und nun haben wir einen Mendelssohn und wissen nicht, wo Hindemith! Übrigens. Heute undenkbar, die gute alte Zeit! *Guerrino Stivanello, Wil*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich bin gläubige Katholikin und habe Zweifel, dass es richtig ist, wenn die katholische Kirche wegen Corona das Abstandhalten predigt. Müsste sich die Kirche nicht um die Kranken kümmern? Ich lese in Zeitungen, dass Menschen einsam sterben. Früher haben Gläubige, die sogar heiliggesprochen wurden, Leproskranke umarmt. Was ist von einer Kirche zu halten, deren oberste Vertreter zum Abstandhalten aufrufen? C.K. St. Gallen

Sie sprechen etwa an, das unabhängig von der Religionszugehörigkeit gilt: Es ist ein wichtiges Lebensprinzip, dass ohne eigenen Nachteil eine wahre Hilfe für andere meist ausgeschlossen ist. In der ganzen Corona-Epidemie kommt eine Sich-schützen-Haltung zum Ausdruck, so dass Hilfe an anderen Orten fehlt. Ich fehle an der Arbeit, weil ich mich vor Covid-19 schütze. Andere sollen mich dafür bezahlen, denn – so wird gesagt – der Schutz vor der Krankheit steht zuoberst. Mag jemand noch so leiden – mein Schutz vor der Krankheit ist oberstes Ziel. Das steht in krassem Widerspruch zum

Dienen, zum Dienst und zum selbstlosen Einsatz für andere. So werden ganze Volkswirtschaften stillgelegt mit Schäden, die bis zu einem wirtschaftlichen und sozialen Verfall reichen.

Viele haben die Gesundheit und das Leben für andere geopfert. Ärzte und Pflegenden mussten wachen und ihre eigene Gesundheit hintanstellen. Jeder Soldat weiss, dass er bereit sein muss, für andere zu sterben, für die Rettung von anderen oder zur Rettung des Landes. Wie viele Mütter und Väter haben sich für die eigenen Kinder aufgeopfert – das ist Dienen. Und ich meine, das sollte für die seelsorgerliche Kirche erst recht zählen. Sich nur auf das Distanzhalten zu berufen, scheint mir allzu billig zu sein.

Damit erscheinen auch staatliche Massnahmen in einem fragwürdigen Licht. Leichtfertig zerstörte man die Wirtschaft unter Berufung auf den Schutz der Gesundheit. Man vergass die grosse gemeinnützige Aufgabe der wirtschaftlichen Tätigkeit, man vergass, dass die Wirtschaft die Grundlage fürs Leben bedeutet – fürs Essen, Trinken, für Kleider, Wohnung, Altersvorsorge, Steuern. Es genügt nicht, sich für den Schutz vor Krankheit feiern zu lassen und dabei anderen noch grösseren Schaden zuzufügen. Ich meine, die Kirche – gleichgültig, ob katholisch oder nicht – sollte hier Gegensteuer geben.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Entwicklung kennt keine Altersgrenze.»

Bettina Kurth
Leiterin Human Resources Schweiz
zum selbstbestimmten Leben



Die Methode Sommaruga

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga hat einen beeindruckenden Weg hinter sich. Ich kenne sie seit Jahrzehnten und habe gut mit ihr zusammengearbeitet. Ihre grosse Kunst besteht in der Schaffung von Verbindlichkeit. *Von Rudolf Strahm*

Sie hatte für den 14. Mai 2020 ein originelles Fest zu ihrem 60. Geburtstag geplant: Alle Jahrgängerinnen und Jahrgänger in der Schweiz, die am gleichen Tag sechzig werden, konnten sich für dieses Datum zu einem Geburtstagsapéro mit der Bundespräsidentin anmelden. Einige Dutzend hatten sich gemeldet. Doch der Anlass musste aus Corona-Gründen abgesagt werden. Nun soll er ein Jahr später, am 14. Mai 2021, stattfinden.

Seit 2010 ist Simonetta Sommaruga Bundesrätin. Als Fünfzigjährige wurde sie zur Nachfolgerin von Moritz Leuenberger gewählt. Zum zweiten Mal schon ist sie nun Bundespräsidentin, diesmal mit einer plötzlichen Krisen-Herausforderung an die Regierungsführung, wie sie unser Bundesstaat in seiner Geschichte selten erlebt hat.

Simonetta Sommaruga hat in ihrer Karriere nicht die übliche Ochsentour helvetischer Magistraten durchlaufen wie etwa die gewohnten Etappen von der Vereins- und Verbandsmeierei zur Gemeindepolitik, dann über das Kantonsparlament zum eidgenössischen Parlament und schliesslich – mit viel opportunistischem Händeschütteln und Netzwerk-Kameraderie – in den Bundesrat.

Die Sozialdemokratische Partei hat ihr nicht die Aufstiegsleiter hingehalten, wie dies bei SP-Familiendynastien nicht selten der Fall war. Ihre politische Karriere wurde mit Volkes Stimme befördert. Manche hatten die Strahlkraft der «Klavierlehrerin» bei der Bevölkerung stets ein bisschen unterschätzt.

Preisgünstige Einsteigerin

Nach ihrem Uni-Studium lebte die Pianistin Anfang der 1990er mit ihrem Partner und späteren Ehegatten Hans-Rudolf Lehmann, bekannt als Schriftsteller Lukas Hartmann, in einem freiburgischen Dörfchen, arbeitete zunächst im Frauenhaus, dann als Klavierlehrerin und pflegte ihren Biogarten. Auf Anfang 1993 wurde sie zur schlechtentlohnten Halbzeit-Geschäftsführerin der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) gewählt. Aus Spargründen wählte sie der Stiftungsrat der bedeutungslos gewordenen Organisation als preisgünstige Einsteigerin.

Sehr rasch wurde man allerdings auf die neue Konsumentenschützerin aufmerksam, da sie im Vergleich zu ihrem Vorgänger mit neuen Themen wie Produktequalität, gesunder Nahrung und Konsumentenrechten mediale Präsenz markierte. Obwohl ich sie

schon vorher flüchtig gekannt hatte, wurde ich, wie andere, auf ihre markanten und allseits verständlichen konsumentenpolitischen Auftritte aufmerksam.

Bald zog Sommaruga mit ihrem Partner nach Köniz, der drittgrössten Gemeinde im Kanton Bern. 1998 wurde sie in die Gemeindeexekutive gewählt, bloss verantwortlich für Feuerwehr und Zivilschutz. Dank ihrer Bekanntheit als Konsumentenschützerin kandidierte sie bereits 1999 auf der SP-Frauenliste für den Nationalrat und gleichzeitig für den Ständerat. Diese Nomination erfreute nicht alle Notabeln der SP. Auch gewissen Wortführerinnen der SP-Feministinnen war ihre Kandidatur suspekt.

Sommaruga fehlte der sozialdemokratische, der gewerkschaftliche und der feministische Stallgeruch in einem. Sie wurde nicht dank

Sommaruga verfolgte zielstrebig und allein ihre Themen und galt bald als Anwältin der kleinen Leute.

überschiessendem Support durch den Parteiapparat 1999 zur bernischen Nationalrätin und 2003 zur Ständerätin gewählt. Bei den eidgenössischen Wahlen 2003 erzielte die SP im Kanton Bern noch 28 Prozent Wähleranteil, nur eineinhalb Prozentpunkte weniger als die SVP. Bei den letztjährigen Wahlen kam sie gerade noch auf magere 16,8 Wählerprozent.

Der Einstand der Jungnationalrätin in der SP-Fraktion der Bundesversammlung gestaltete sich schwierig. Nur sechs Monate nach den Wahlen war Ursula Koch als Parteipräsidentin im April 2000 überraschend zurückgetreten oder – je nach Sichtweise – aus dem Amt gemobbt worden. Der Tessiner Franco Cavalli, der sich als «Marxist» ausgab, verunsicherte als Fraktionspräsident. In dieser gespannten Lage fühlten sich alle Newcomer im Nationalrat unwohl. Doch Sommaruga verfolgte allein, zielstrebig und dossierbeflissen ihre konsumenten- und umweltpoliti-

schen Themen. Sie galt bald als Anwältin der kleinen Leute.

Im zweiten Amtsjahr im Nationalrat liess Sommaruga am 10. Mai 2001 mit dem «Gurten-Manifest» eine Bombe platzen. Dieses recht kurze Papier mit zehn Thesen «für eine neue und fortschrittliche Politik» war auf ihre Anregung von einer Vierergruppe in aller Stille ausgearbeitet worden. Mitwirkende waren der Politologieprofessor Wolf Linder, der Bieler Historiker Tobias Kästli und der Könizer Gemeindepräsident Henri Huber. (Man hat mir hartnäckig immer auch Mitautorenschaft am Gurten-Manifest nachgesagt, weil wir manchmal politisch zusammenarbeiteten. In Wahrheit wurde ich vom Manifest überrascht und gehörte intern zu den ersten Kritikern, weil mir darin das klare Bekenntnis zum Sozialstaat fehlte. Wir sind allerdings irgendwann übereingekommen, dass es unmöglich sei, diese Geschichtsklitterung nachhaltig zu korrigieren.)

Der Sturm ging von Brig aus

Obschon das Gurten-Manifest sogar mit der Präsenz von Christiane Brunner als neuer SPS-Präsidentin vorgestellt wurde – diese erhoffte sich eine Einbindung der Gurten-Gruppe –, provozierte die Veröffentlichung innert Tagen harsche Gegenreaktionen seitens der SP-Linken und noch mehr aller internen Neider. Der Sturm ging von Brig aus; und bald wurde das Thesenpapier von den Gegnern hämisch als «Gurten-Manifest» gebrandmarkt.

Inhaltlich markierte das Manifest an sich in etwa die Grundpositionen der Sozialdemokratie, aber eine sechste These provozierte das Glaubensdogma der Linken: «Die SP akzeptiert eine Begrenzung der Zuwanderung.» Die Autoren forderten eine Einwanderungspolitik, «welche die längerfristigen Landesinteressen mit sozialer Verantwortung verbindet. Ziel dieser Politik ist die Integration.»

Das war zu viel für all jene, die ihr politisches Selbstverständnis reflexartig so definierten: «Links ist das Gegenteil von Blocher.» Von da an wurde Sommaruga als Exponentin der Gurten-Gruppe zur Polarisationsfigur: einerseits Zuspruch der Medien und in der Bevölkerung, andererseits lautstarke Exkommunikation durch wichtige SP-Exponenten.

Sommaruga hatte das Pech, im Nationalratsaal zufälligerweise gleich neben Jacqueline Fehr und der «alpinen Prätorianergarde» Platz nehmen zu müssen. Diese liessen sie



«Was Ungeduld ist, kann nur der ermessen, der einen steinreichen, kranken Erbonkel hat.»



Gespräch unter vier Augen: Bundespräsidentin Sommaruga.

während langer Sessionen durch totale Kommunikationsverweigerung ihre Abneigung spüren. (Heute vertragen sich die Bundesrätin Sommaruga und die Zürcher Regierungsrätin Fehr wieder gut und schätzen sich.)

Simonetta Sommaruga entfaltete ihre Freude am Parlamentsbetrieb und bekam ihre Anerkennung in der SP-Fraktion erst ab 2003 nach ihrem Wechsel in den Ständerat. Der Makel des «Gurken-Manifest-Vergehens» am linken Dogma haftete indes noch Jahre an ihr. Doch im Rückblick hatte es ihr zu einer medialen Präsenz verholfen, die sie nie erwartet und auch bestimmt nie so angestrebt hatte. Später hat Bundesrätin Sommaruga allerdings eingeräumt, dass das Gurken-Manifest zu kurz und zu provokativ formuliert war und traditionell linke Gewissenswerte verletzen musste.

2004 gelangte der damalige Verlagsleiter Dirk Vaihinger von Nagel & Kimche (damals im Hanser-Verlag) an Sommaruga mit der Aufforderung, in einer Polit-Schrift ihre Thesen zu untermauern. Daraus wurde unser 250-seitiges Buch «Für eine moderne Schweiz – Ein praktischer Reformplan». Wir hatten durch vorherige jahrelange Zusammenarbeit zwar ein ähnliches, aber thematisch sehr komplementäres Verständnis von SP-Politik. Während ich für das Buch die zehn sachpolitischen Felder der SP-Politik erst redigierte, konzent-

rierte sich Simonetta Sommaruga vor allem auf den Beschrieb der Polit-Mechanik und der Umsetzungsstrategien.

Wer heute, sechzehn Jahre danach, ihre Texte in diesem Buch liest, erkennt darin klar die Methode Sommaruga, nämlich die politische Durchsetzungsstrategie mittels Kooperation, Kompromiss und Beharrlichkeit. Sie schrieb dazu – das war während der Ära der Bundesräte Blocher und Merz – ein «Plädoyer für eine Revitalisierung der Konkordanz». Dazu formulierte sie bereits als junge Ständerätin die notwendigen Bedingungen: «Konkordanz setzt voraus, dass sich auch politische Gegner vertrauen können – gleichzeitig stärkt die Konkordanz diese Erfahrung. Die Konkordanz ist gewiss langsam und schwerfällig, aber sie ist weniger fehleranfällig.»

Mitleidorientierte Gesinnungsethik

Als eine Voraussetzung für die Konkordanz definierte Sommaruga im Buch, also lange bevor sie in der Regierung sass: «Verbindlichkeit schaffen bedeutet in erster Linie die Bereitschaft, gemeinsam einen Weg zurückzulegen. Dies bedingt, dass man erstens die eigenen Ziele definiert sowie den Weg dorthin skizziert und zweitens die Vorschläge und Ideen von andern ernsthaft prüft.» Diese Maximen sind eigentlich auch heute die

unausgesprochenen Geheimrezepte ihres Erfolgs.

Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) war nach der Wahl in den Bundesrat zunächst gewiss nicht ihr Wunschdepartement. Sie wusste, dass die Migrationspolitik die Bevölkerung spalten, die idealistischen Dogmen der Sozialdemokratie in Frage stellen und die Abwehr der SVP provozieren würde.

Als Parlamentarierin war Sommaruga in der Migrationsfrage – um mit Max Webers Konzept zu sprechen – eher auf der mitleidorientierten Linie der Gesinnungsethik. Als Regierungsmitglied wurde sie mit einem Schlag auch zur Verantwortungsethik verpflichtet. Verantwortung in diesem Sinne muss eben auch Rücksicht auf die politischen Langzeitfolgen der Zuwanderung nehmen, auf die Integrationsfähigkeit von Migranten und auf die Durchsetzung von Rechtsstaatlichkeit.

Ein herausragender Erfolg Sommarugas als Justizministerin ist zweifellos die Verfahrensbeschleunigung im Asylprozess durch den Aufbau von Bundeszentren für raschere Erstentscheide. Als erfolgreich empfinde ich auch die rechtsstaatlich korrekte Einbindung all jener Rechtsanwältinnen, die zuvor mit öffentlichen Geldern die Asylverfahren mit immer neuen

zweilichtigen Tricks um Jahre verzögert und danach den Staat der Verschleppung bezichtigt hatten.

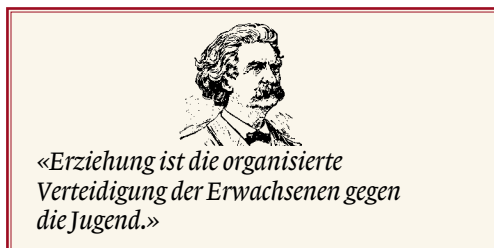
Die Asylpolitik war für Sommaruga ein schmaler Grat zwischen der Fundamentalopposition der SVP, auch jener der *Weltwoche*, und auf der andern Seite dem Fundamental-Idealismus in der eigenen Partei. Sommaruga strebte ursprünglich für alle Migrationspersonen aus Drittstaaten eine obligatorische Integrationsvereinbarung mit Pflichten zum Spracherwerb und zur Arbeitsaufnahme nach dem Prinzip «fördern und fordern» an. Doch die SVP bekämpfte diese Pflichtmassnahme, weil man in ihren Kreisen von der Rückführung aller Migranten träumte. Und die Juso brachten in der SP per Parteitageentscheid eine Blockade gegen alle Integrationspflichten zustande. Dieser Einklang der Extreme führte zu den bekannten, bis heute bestehenden Defiziten der arbeitsmarktlichen Ausländerintegration (die ich stets bemängle).

Beachtliches Reformwerk

Nach jahrzehntelangem Stillstand wurde das Zivilrecht in der Ära Sommaruga in den Jahren 2010 bis 2018 in Etappen fundamental reformiert, nämlich weg vom traditionellen Familienbild hin zur heutigen gesellschaftlichen Realität: Namensrecht der Ehegatten, Adoptionsrecht, Kindesunterhaltsrecht, alternierende Obhut, Sorgerecht, Kinderschutzrecht. Aufgegleist wurden auch das Erbrecht und das modernisierte Eherecht gleichgeschlechtlicher Paare. Jeder der bisher realisierten Reformschritte war so klein bemessen, dass er stets unter der Referendumsschwelle durchschlüpfte. Aber in der Gesamtheit steht nach acht Jahren ein beachtliches Reformwerk im Zivilrecht, das grösste seit Eugen Huber und der ersten Eherechtsreform 1988.

Als Justizministerin forcierte Sommaruga die Aufarbeitung des trüben Kapitels der fürsorglichen Zwangsmassnahmen und die Entschädigung an die noch lebenden Verdingkinder. In der Frauenfrage erreichte sie austarierte Reformen für Lohntransparenz mit Lohnvergleichsanalysen, für Geschlechterrichtwerte im Aktienrecht, für den Gewaltschutz und für Massnahmen gegen Zwangsheirat und Menschenhandel. Es sind gewiss nicht Maximallösungen, aber keine radikal-feministische Politikerin hätte diese Reformen jemals zustande gebracht.

Nochmals ein Wort zur Methode Sommaruga: Ihre Kunst besteht in der Schaffung von Verbindlichkeit. Sie kann gut zuhören, mit Souplesse auftreten, sich beweglich zeigen, nach Kompromissen suchen und dennoch mit einer gewissen Hartnäckigkeit die dicken Bretter weiter bohren. Sie ist auch gegenüber den Kritikern nicht nachtragend. Bürgerliche reden allerdings auch von «heimlisseis» Schlauheit. Vielen gegenüber wirkt



sie eher unnahbar. Ihre Entourage ist sehr darauf bedacht, die Chefin abzuschotten. Allerdings hat ihr diese Unnahbarkeit bei der medial inszenierten Kusszene des Jean-Claude Juncker in Brüssel, wie die Fotos belegen, auch zum Vorteil gereicht.

Vor allem noch dies: Sie hat bei Beförderungen ein gutes Gespür für die Auswahl von Leistungsträgern. Sie ernannte und förderte Topleute in der Verwaltung ohne jegliche parteipolitische Klientel-Rücksichtnahme – dies im Gegensatz zu etwelchen Parteigenossen und andern Regierungskollegen.

Ich bin zwar nie dabei, wenn sie ihre politischen Widerständler vereinnahmt oder einbindet. Aber im Auflösen aktueller staatspolitischer Knoten ist sie ein Champion. In der Vorphase der Asylbeschleunigungsvorlage etwa opponierte die sich als Nebenregierung verstehende Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) hartnäckig gegen die Preisgabe des kantonalen Einflusses und der Mitfinanzie-

Sie kann gut zuhören, mit Souplesse auftreten, sich beweglich zeigen.

rung durch die Kantone. Der Widerstand kam vom selbstbewussten KdK-Präsidenten Pascal Broulis, dem Regierungspräsidenten der Waadt. Während einer zähen, unergiebigem Verhandlung schickte Sommaruga alle Mitarbeiter beider Seiten aus der Sitzung, und im Gespräch unter vier Augen erzielte sie nach Stunden mit Broulis den Durchbruch.

Als der Milliardär Ivan Glasenberg, Chef des umstrittenen Weltkonzerns Glencore, der Justizministerin im Bundeshaus einen Besuch als neu eingebürgerter Schweizer abstattete, gab sie dem englischsprachigen Rohstoff-Oligarchen gleich zur Begrüssung den Tarif durch: Sie bot dem Besucher an, er könne für das Gespräch Deutsch oder Französisch oder Italienisch wählen. Für die Einbürgerung sei ja doch die Kenntnis einer Schweizer Landessprache die Voraussetzung.

Führungsfähigkeit der Bundespräsidentin

Seit Anfang 2019 führt Bundesrätin Sommaruga das Eidgenössische Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek). Als Umwelt- und Energieministerin schätzte sie nach den Nationalratswahlen gewiss den Rückenwind aus dem

Parlament; allerdings hat sie nie euphorisch nur auf die letztjährige Greta-Welle gesetzt. Nach unzähligen Gesprächen mit Verbandsvertretern und Kantonen konnte sie letzten Monat mit Bundesratsentscheid eine Vorlage für die Energiegesetzrevision in die Vernehmlassung bringen, hinter der die Energiebranche steht. (Die oppositionelle NZZ war *not amused*). Intern beschäftigte sie sich intensiv mit der Governance von Postfinance. Sie schob die Revisionen des Mediengesetzes, des CO₂-Gesetzes und des vom Bundesrat beschlossenen Gegenvorschlags zur Gletscherinitiative in die politische Pipeline.

Doch seit zwei Monaten fordert die Corona-Krise die Führungsfähigkeit der Bundespräsidentin und der gesamten Regierung heraus. Ich habe mehrere Staatskrisen erlebt. Nur in der jetzigen Krise zeigt der Bundesrat als Gremium Leadership, und zwar in einer Lage mit enormer Unsicherheit. In der Staatskrise 1997 um die nachrichtenlosen Gelder war der Bundesrat gespalten und zu einem Entscheid unfähig. Erst der Credit-Suisse-Group-Präsident Rainer E. Gut erzwang nach einer USA-Konsultation eine Entschädigungslösung im Bundesbern.

In der Swissair-Krise 2001 war der Bundesrat total überfordert und stürzte das Parlament in ein 2-Milliarden-Verlust-Abenteuer. In der Finanzkrise 2008 wurden die Sanierungsentscheide sogar von Chefbeamten und von der Schweizerischen Nationalbank ausserhalb der Regierung gefällt, und der zuständige Finanzminister erlitt einen Herzstillstand.

Diesmal jedoch, in der Corona-Krise, zeigt die Regierung Führungsfähigkeit. Sie demonstrierte längere Zeit Einigkeit und schuf Vertrauen in der Bevölkerung und bei der Wirtschaft. Ob alles richtig lief und wo beim damaligen Wissensstand Fehlentscheide erfolgten, wird man ehrlicherweise erst im Nachhinein beurteilen können.

Schon im Jahre 2004 fragte die heutige Bundespräsidentin in unserem Buch: «Wie schafft man in der Politik Verbindlichkeit?» Sie hat im Bundesrat gezeigt, dass verbindliches Regierungshandeln möglich ist. Trotz Kritik der Rechten, auch der *Weltwoche*, ist das Vertrauen in die Leadership der derzeitigen Landesregierung noch gewachsen. Ich denke, viele Bürger und Wirtschaftsleute im Land würden eine solchermaßen vorgezeichnete Konkordanzpolitik der Verbindlichkeit als zukünftigen Masstab für effiziente Staatsführung sich durchaus wünschen.



Rudolf Strahm ist Ökonom und war von 1991 bis 2004 Nationalrat (SP, BE) und von 2004 bis 2008 Preisüberwacher. Heute ist er als Autor und Dozent tätig.



Vage Erinnerungen an die Nacht von Bern: Restaurant «Henris» in Bern.

Wasser predigen, Bier trinken

Der Ausschank von Alkohol war an der Corona-Sondersession nicht vorgesehen. Dann liessen sich die Ratspräsidenten Isabelle Moret und Hans Stöckli weichklopfen.

Von Hubert Mooser

Es war ein entscheidendes Spiel der Fussball-Nationalmannschaft gegen den vermeintlich zweitklassigen Gegner Norwegen. Und dann verlor die Schweiz den Match in Oslo 1976 kläglich. Später sickerte durch, dass Schlüsselspieler wie Köbi Kuhn und Joko Pfister das Hotel in der Nacht vor der Partie verlassen hatten, um in einer Bar ein paar Bier zu stemmen. Die Episode sorgte wegen der Niederlage für Aufregung und ging als die «Nacht von Oslo» in die Annalen der Schweizer Fussballgeschichte ein.

Etwas Ähnliches ereignete sich nun während der Corona-Sondersession in der Bernexpo-Halle zu Bern. Nur ging es hier nicht um Fussballer, welche die Nachtruhevorschriften des Trainers missachteten, sondern um Volksvertreter, welche die von ihnen selber abgesegneten Abstandsregeln verletzt haben sollen. So berichtete es der *Blick* vor einigen Tagen.

Parlamentarier hätten am letzten Abend der Corona-Sondersession in der Bernexpo-Beiz «Henris Restaurant» eine «illegale Party» veranstaltet. Mindestens fünfzig Parlamentarier aus diversen Fraktionen hätten sich nach dem Ende der Beratung zum Bechern getroffen. «Dass sie sich jeweils nur zu Fünfer-Gruppen zusammenfanden und dabei die zwei Meter Abstand immer einhielten, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden», spekulierte die Zeitung. Namen nannte die Verfasserin des Artikels keine. Sie wolle keine Denunziantin sein, gab sie gegenüber der *Weltwoche* zu verstehen. Die Geschichte erregte trotzdem tagelang die Gemüter.

Als wäre er der Sprecher der Festbrüder

Dass sich dann der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer als Anwesender outete, passt allen perfekt in den Kram. Wenn der gottesfürchtige Captain des FC Nationalrat, der nicht gerade als Festbruder im Ruf steht, zu Protokoll gibt, er habe nach der vierzehnstündigen Marathonsitzung vom Dienstag wie andere im «Henris Restaurant» schnell noch etwas essen und trinken wollen, alle hätten sich

mehr oder weniger brav an die Abstandsregel gehalten, von einer Party habe er nichts gemerkt – dann gilt das fast schon als ethisches Gütesiegel für den Verlauf des Abends.

Lustigerweise verweisen inzwischen Teilnehmer der ominösen Soirée auf den SP-Nationalrat, als wäre er der Sprecher der parlamentarischen Festbrüder. Er habe gesagt, was Sache gewesen sei. Andere wie SP-Nationalrat Fabian Molina geben zu, dass sie sich im «Henris» ein Bier geholt haben, sie hätten dieses dann mit Kollegen vor der Bernexpo-Halle getrunken. Gemäss Molina standen die Leute anfangs etwas nahe beieinander, sie hätten sich dann aber schnell im Raum verteilt. Weiter haben die Nationalräte Philipp Matthias Bregy (CVP),

Auffallend ist: Alle erzählen die gleiche Geschichte.

Christophe Clivaz (GP), Philippe Nantermod (FDP), Franz Ruppen (SVP) sowie die Nationalrätinnen Marianne Binder (CVP) und Samira Marti (SP) auf Anfrage gegenüber Medien bestätigt, dass sie nach der Beratung kurz im «Henris Restaurant» vorbeischaute – um sich zu verpflegen. Man sei nicht lange geblieben.

Ob die Securitas am Schluss tatsächlich intervenieren musste, um die letzten Politiker hinauszukomplimentieren, wie der *Blick* schrieb, wisse man nicht. Molina sagt dazu, der Securitas-Mann habe ihnen vor der Bernexpo-Halle um 23.15 Uhr angekündigt, er werde die Drehtüren schliessen. Als er daraufhin seine Jacke im Innern holte, hätten sich in der Bernexpo-Beiz kaum noch Leute aufgehalten. Auffallend ist: Alle erzählen die gleiche Geschichte.

Demnach ist sozusagen der halbe Nationalrat (die Ständeräte waren früher fertig) am Dienstagabend nach dem Ende der Beratungen um 22.15 Uhr für ein Sandwich ins «Henris» gestürmt. Hatte das «Henris» so spät am

Abend noch so viele belegte Brötchen auf Lager? Man weiss es nicht genau. Aber ob Party, ob Schlummertrunk oder Apéro – das ist nicht der springende Punkt. Tatsache ist, dass der Bundesrat mit der Abstandsregel, die am 16. März erlassen wurde, genau einen solchen Menschenaufbau, wie er im «Henris» stattgefunden hat, verhindern wollte, damit sich der Corona-Erreger nicht weiterverbreiten kann.

Böse Vorahnungen

Seit dem 16. März sind Ansammlungen von mehr als fünf Personen denn auch verboten. Wegen der Distanzregel (zwei Meter Abstand von Mensch zu Mensch) hat man die Sondersession für satte 3,4 Millionen Franken in die Bernexpo-Halle verlegt. Bis am letzten Montag mussten auch alle Restaurants, Bars und andere öffentliche Einrichtungen ihren Betrieb einstellen, obwohl einige Beizen flächenmässig genauso gross gewesen wären wie das «Henris». Mit Ausnahme der SVP haben alle Parteien diese Massnahmen durchgewinkt – und dann nehmen es ausgerechnet Parlamentarier nach Feierabend mit den eigenen Regeln nicht sehr genau.

Die Verwaltungsdelegation und die Parlamentsdienste hatten wohl böse Vorahnungen, als sie das Verpflegungskonzept für die Sondersession verabschiedeten. «Der Ausschank alkoholischer Getränke war nicht vorgesehen», erklärt eine Sprecherin der Parlamentsdienste. Zu Sessionsbeginn am Montag konnte man im «Henris Restaurant» kein Bier trinken. Erst nachdem Parlamentarier bei den Ratspräsidenten protestiert hatten, entschieden laut Parlamentsdiensten Nationalratspräsidentin Isabelle Moret (FDP) und Ständeratspräsident Hans Stöckli (SP), «dass alkoholische Getränke gegen Einzelzahlung im Restaurant «Henris» angeboten werden können».

Wie sagte doch Moret bei ihrer Eröffnungsrede: Mit dieser Sondersession werde man Geschichte schreiben. Auch die Nacht von Bern wird in Erinnerung bleiben. ○

«Der Löwe bleibt wild»

Der 27-jährige Dean Schneider kuschelt mit Raubkatzen und begeistert weltweit Millionen. Täglich erreichen den in Südafrika lebenden Schweizer 80 000 Instagram-Zuschriften. Um den Auswanderer und seine globale Wildlife-Show buhlen die grossen Talkshows Amerikas. *Von Roman Zeller*

Wie wäre es mit einem Nickerchen auf einem ausgewachsenen Löwen? Oder eine Hyäne streicheln? Vielleicht doch lieber eine Giftschlange um den Hals? Was verrückt klingt, ist Dean Schneiders Leben. Der 27-jährige Schweizer lebt seit zwei Jahren in Südafrika auf seiner Hakuna-Mipaka-Ranch, von wo aus er mit Tiervideos ein globales Publikum erreicht.

7,1 Millionen Menschen folgen ihm auf Instagram – zum Vergleich: Weltstar Roger Federer hat nur eine halbe Million mehr und wird vom König der Löwen wohl bald überflügelt.

Wir erreichen Schneider in der Nähe von Johannesburg, wo er mit seinen sechs Löwen, seinen Hyänen, Geparden, Schlangen und vielen weiteren Tieren wohnt. Im Nirgendwo, wie er sagt, weshalb die Telefonverbindung manchmal etwas wacklig sein kann.

Herr Schneider, Sie sind in Dübendorf geboren und aufgewachsen. Mit sechs oder sieben Jahren haben Sie Ihre Leidenschaft entdeckt: Tiere. Steve Irwin, der australische «Crocodyle Hunter», war Ihr Vorbild. Was begeisterte Sie an ihm?

Er brachte es mit seinen Videos fertig, mich durch seine Begeisterung und seinen Enthusiasmus anzustecken. Durch ihn entwickelte ich die gleiche Faszination für alle Tiere: gefährliche, wilde, giftige, starke, grosse, kleine – ganz egal.

Hatten Sie als Kind Haustiere?

Immer! Als ich klein war, hatten wir einen Hund – Leo, ein Altdeutscher Schäferhund, relativ gross. Er war mein bester Freund. Nachher Meerschweinchen, Hasen. Und als ich älter wurde, legte ich mir selbst Haustiere zu – auch Schlangen. Ich hatte alles Mögliche.

Welches war oder ist Ihr Lieblingstier?

Schwierig. Ich war immer schon von vielen verschiedenen Tieren fasziniert, es wechselte ständig, je nach Lebenssituation: Einmal war der Löwe mein Idol, dann der Elefant. Jedes Tier hat Eigenschaften, Verhaltensweisen, die zu einer Lebensphase passen. Und das Leben ändert sich ja ständig. Noch heute: Ich könnte niemals sagen, zu welchem meiner Tiere ich die beste Beziehung pflege. Zum Teil hänge ich gerne mit Chuckie, der Hyäne, ab, an anderen Tagen will ich lieber mit Dexter, dem Löwenmännchen, chillen. Und dann gibt es Tage,

da bin ich voll in Stimmung, um mit dem ganzen Rudel abzuhängen.

Wie kommt ein Schweizer dazu, sich in Südafrika mit wilden Tieren zu vergnügen?

Ich wollte etwas machen, was mich emotional befriedigt. Langfristig. Angefangen habe ich in der Vermögensverwaltung meines Vaters. Als KV-Lehrling. Die Lehre habe ich nie abgeschlossen, ich brach sie sogar zweimal ab.

Sie haben keine Ausbildung?

Nein, erst später habe ich mich weitergebildet. Im Finanzbereich. Zuerst aber jobbte ich im Zürcher Nightlife. Dann als Quereinsteiger in der Produktberatung. Ich verdiente gutes Geld, weil alles auf Kommission war. Da dachte ich mir: «Warum mach' ich das nicht alleine?» Und so wagte ich es, mich selbständig zu machen. 2015 gründete ich

«Dann gibt es Tage, da bin ich voll in Stimmung, um mit dem ganzen Rudel abzuhängen.»

meine eigene Firma. Ich wollte aber eine Aufgabe, die mich innerlich erfüllt, und das waren eben Tiere.

Aber: Warum Raubtiere? Warum mit Löwen spielen in Südafrika?

Wir reisten mit meiner Firma nach Südafrika, wo wir für ein paar Tage eine Villa mieteten. Die Inhaber empfahlen mir, die Farm in der Nähe zu besuchen. Dort arbeitete Jesse als Tiertrainer und -pfleger – heute ist er mein Farm-Manager und hilft mir mit meinen Tieren, die wir aus Zuchten retteten. Damals war ich sofort begeistert, wie nah ich den Löwen sein konnte, und half ihm fortan jeden Tag, die Tiere zu füttern.

Erinnern Sie sich an Ihre erste Begegnung mit einem Löwen?

Wir sahen, die Löwen reagierten positiv auf mich. Und dann ging ich mit Jesse rein zu ihnen, ohne Zaun dazwischen. Mein Herz klopfte wie verrückt, es waren ja keine Baby-Löwen, auch keine ausgewachsenen, aber



«Wie muss Adam das Gefühl ausgekostet haben, Dinge zu sagen, die vor ihm noch keiner gesagt hat.»

doch kräftige Jugendliche. Ich dachte: «Wow, wenn die wollen, bin ich Geschichte.» Aber: Sie wollten mich nicht umbringen, sondern einer checkte mich ab und zeigte mir sogar Liebe. Als ich ihn berührte, ist irgendetwas in mir passiert – das ist schwer in Worte zu fassen. Auf dem Rückflug hatte ich Tränen in den Augen. Ich wusste, ich muss nach Afrika, um etwas für Tiere zu machen. Zwei Jahre später wanderte ich aus.

Wie lernten Sie, mit Löwen zu interagieren?

Es gibt dafür kein Lehrbuch. Ich habe Steve Irwin hundert Mal dabei zugeschaut, wie er Giftschlagen fing. Er bewegte sich wie das Tier, um sich anzunähern. Das imitierte ich. Ich beobachtete die Löwen und lernte ihre Körpersprache, danach war alles Learning by Doing.

Sie ordnen sich im Löwenrudel unter, um nicht angegriffen zu werden. Sie könnten auch das Alphatier raushängen. Was ist der Vorteil Ihrer Annäherung?

Dass ich nicht sterbe. Mimte ich das Alphatier, würde ich von einem anderen Alphatier herausgefordert. Irgendwann. Es wäre nur eine Frage der Zeit.

Wurden Sie noch nie angegriffen?

Nein. Viele glauben, Tiere seien unberechenbar. Aber das stimmt nicht: Tiere sind sehr, sehr berechenbar – solange du ihre Körpersprache kennst. Ein Tier würde nie vorgaukeln, es wolle knuddeln, um mich darauf umzubringen, sobald ich ihm den Rücken zugekehrt habe. Das gibt es nicht. Meine Verletzungen – ich habe täglich x Kratzer, dieses, jenes – passieren nicht aus Aggression, da ist keine böse Kraft dahinter. Es geschieht spielerisch, aus Versehen, weil meine Löwen halt wilde Tiere sind.

Sind Löwen zahm, zähmbar?

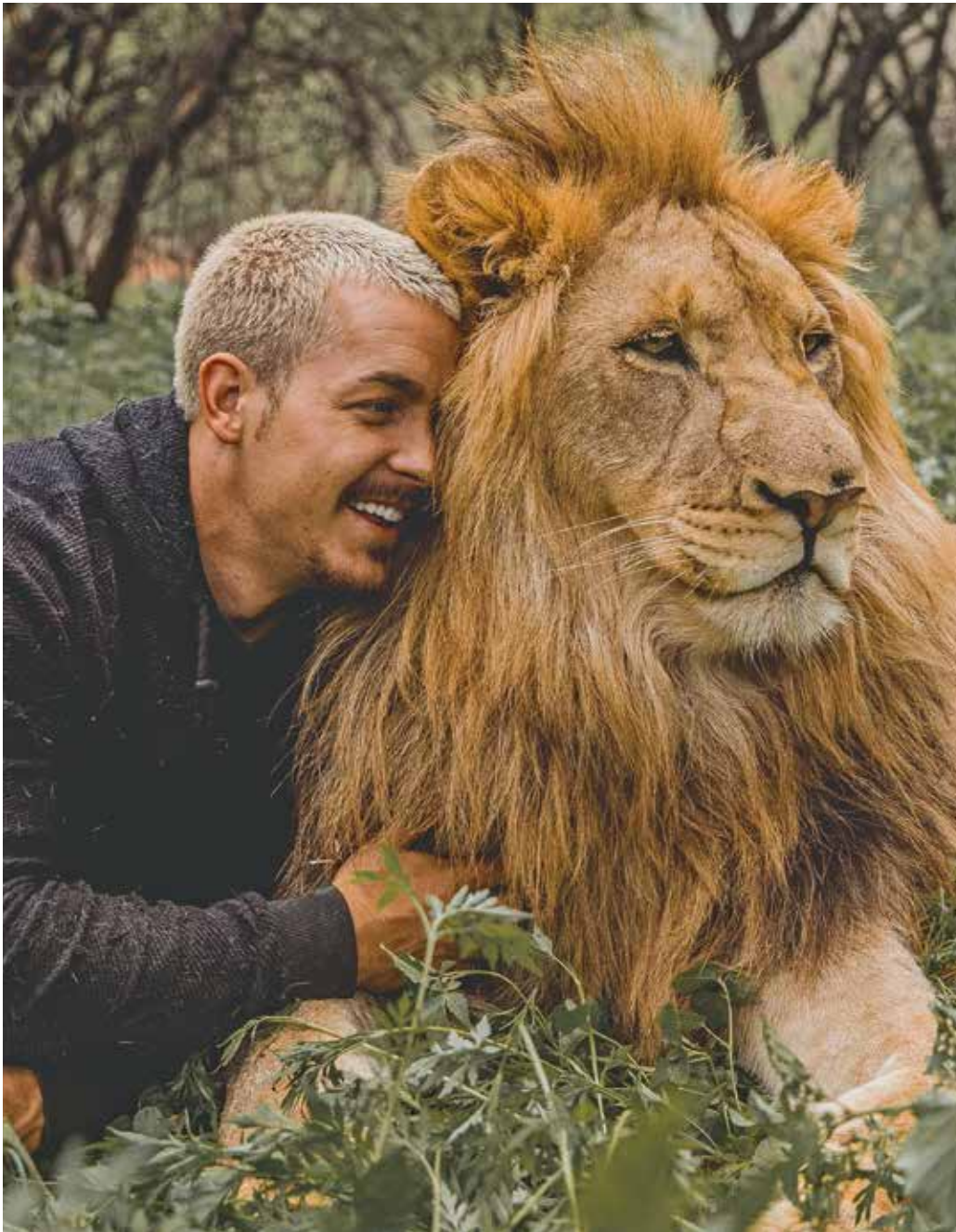
Nein. Einem Löwen kannst du wie ein Dompteur zwar etwas beibringen und ihn gegenüber aussen zahm wirken lassen. Aber ihn innerlich brechen ist nicht möglich. Der Löwe bleibt wild, selbst wenn er mir zugesteht, neben ihm zu stehen.

Haben Sie Angst, Ihr Leben zu verlieren?

Gar nicht. Das kommt aber davon, dass ich das Tier verstehe. Jeder andere würde auch so reagieren, wenn er dessen Sprache beherrschte. Aber das ist schwer nachvollziehbar, ich weiss.

Tragen Sie eine Waffe bei sich – für Notfälle?

Nein. Und auch wenn: Sobald zwei Löwen auf mir liegen und mich umbringen wollen,



«Wo ich lebe, ist kein Zoo – sondern mein Zuhause»: Tierfreund Schneider.

habe ich erst recht keine Zeit, um eine Waffe zu zücken.

Wie ernähren sich Ihre Tiere?

Das Löwencamp ist 25 000 Quadratmeter gross, ohne Zebras, denn dafür wäre es zu klein. Wir sind dabei, es auszubauen. Noch fahren wir raus und suchen alte, kranke, verstossene Tiere, die wir schiessen und frisch verfüttern.

Wie denken Sie über Zoos?

Das Problem ist, die meisten Zoos bieten nicht die natürliche Umgebung. Die Besitzer wollen Geld verdienen, anstatt den Besuchern die Möglichkeit zu geben, Tiere und deren Faszination natürlich zu erleben. Das Konzept Zoo finde ich per se nicht schlecht.

Sind Ihre Tiervideos eine Art Zoo der Zukunft?

Ein Zoo hat viel mehr Tiere und Arten. Ich versuche eher, das zu machen, was Steve

Irwin mit mir gemacht hat: über Tiere und ihre Fähigkeiten aufzuklären. Ich will raus in die Welt, in den Amazonas, zu den Polarbären, über das Artensterben, den Klimawandel sprechen. Dafür plane ich eine globale Wildlife-Show, mit einer Tour, Vorträgen, um die Leute für die Natur zu gewinnen. Das ist meine eigentliche Mission. Hier, wo ich lebe, ist kein Zoo, sondern mein Zuhause. Meine Tiere sind meine Familie.

Ihre Mission begleiten Millionen online. Weltweit. Wie lautet Ihr Erfolgsrezept?

Ich mache das, was ich liebe. Und diese Liebe verbreite ich über Social Media. Ich bin sehr transparent und ehrlich in dem, was ich tue.

Tierschützer kritisieren, Sie «vermenschlichen» Ihre Tiere. Was sagen Sie dazu?

Die Frage ist doch: Wer sagt das? Das sind Leute, die bei irgendeinem Magazin arbeiten und vielleicht noch nie einem Löwen gegen-

übergestanden sind. Über mich werden so viele absurde Vorwürfe konstruiert, die völlig weltfremd sind. Ich stecke meine Zeit aber lieber in meine Mission, anstatt sie mit diesem «Tiger King»-Zeug zu vergeuden.

Die Netflix-Serie mit Joe Exotic, dem Tiger King, einem verrückten Tierzüchter, geht viral. Was halten Sie von einem Vergleich mit Ihnen?

«Tiger King» handelt vom Krieg zwischen einem, der Tiger in Gefangenschaft hält, und einer durchgeknallten Aktivistin. Um Tiere geht es nicht, und einen Rückschluss auf mich lasse ich nicht zu. Ich liebe meine Tiere und umsorge sie! Gewisse Aktivisten wollen mich in diesen Krieg hineinziehen.

Wie verdienen Sie Geld?

Ich verdiene noch gar nichts, ich habe nicht mal einen Lohn. Mit Instagram verdiene ich keinen Cent. Ich habe keine Brand-Deals wie andere Influencer. Klar, ich könnte, wenn ich wollte. Schon bei einer Million Follower hätte ich Verträge unterschreiben und 50 000 Franken hier, 100 000 dort bekommen können.

Sie leben von Ihrem Ersparten?

Ja. Gut, eigentlich mache ich ja gar nichts in meinem Leben, sondern leb' auf meiner Farm. Aber ich bin glücklich, so wie ich lebe: Mit den Spenden kann ich das finanzieren, was die Tiere brauchen, das Futter, die Oase. Dafür reicht es knapp. Zudem bekomme ich einen Betrag für meinen Youtube-Kanal, je nachdem, wie gut meine Videos laufen. Vielleicht 5000 Franken pro Monat. Davon bezahle ich zwei Löhne und meinen Lebensunterhalt, *that's it*, mehr bekomme ich nicht.

Wohin führt Sie Ihre Zukunft?

Ich bin mit verschiedenen Shows in Kontakt: Mit der Ellen Show, einer amerikanischen Talkshow, sind wir dabei, ein Datum zu fixieren. Und mit zwei Streaming-Plattformen, Netflix und Apple TV, verhandeln wir über meine globale Wildlife-Show. Den Produktionspartner haben wir; welches Netzwerk wir wählen, wissen wir noch nicht. Vielleicht aber finanzieren wir die Show auch privat, ein Privatinvestor hat sich bereits empfohlen.

Sie sind 27, leben im Nirgendwo. Sehnen Sie sich nicht nach Partys? Dates? Einer Freundin?

(Lacht) Ich hatte eine sehr glückliche sechsjährige Beziehung. Und wir stehen immer noch in gutem Kontakt. Das Problem ist, ein Mensch hat leider nur begrenzt Zeit, Energie und Liebe. Mich erreichen täglich 80 000 Nachrichten auf Instagram. 80 bis 90 Prozent von meinen 24 Stunden stecke ich in die Tiere, ich widme ihnen mein Leben. Für eine erfolgreiche Beziehung bleibt momentan nichts übrig.

Das Interview in Englisch:
www.weltwoche.ch/International

Wenn Schulden schmerzen

Die Kosten der Corona-Krise sind so gewaltig, dass eine höhere Verschuldung für Firmen und Staaten unausweichlich erscheint. Kann die Schweiz die gigantischen Corona-Schulden stemmen? Die Antwort lautet: ja. Von Beat Gygi

Es war ein richtiges Finanzfestival, das die Schweiz mitten im Schock über die Wirkungen des Shutdowns im März durchgezogen hat: Mit dem Programm zur einfachen und blitzschnellen Vergabe staatlich verbürgter Corona-Kredite an alle interessierten Firmen in der Schweiz hat der Bundesrat sogar weltweit Aufsehen erregt, das Publikum verblüfft und in der Öffentlichkeit und bei Firmen viel Sympathie gewonnen. In ert Stunden gab der Staat den Firmenchefs zusätzliche Liquidität, auf Jahre hinaus, grösstenteils zu null Zinsen, quasi als zusätzliche Notration für den bevorstehenden Gang durch die Wüste. Gegen 125 000 Firmen haben mittlerweile einen solchen Überbrückungskredit erhalten, in der Summe für knapp 15 Milliarden Franken.

Ganz wohl war es vielen Unternehmen aber dennoch nicht beim Entgegennehmen des Geldes. Es ist halt doch ein Kredit, dachten sie, ein Darlehen, das nach fünf Jahren zurückzuzahlen ist. Es kostet zwar nichts, aber man ist nun längere Zeit moralisch und buchhalterisch belastet, immer in Sorge um die Rückzahlung. Man ist in der Schuld gegenüber der Bank. Nein, besser gesagt: in der Schuld gegenüber dem Staat, weil dieser ja für das Darlehen bürgt. Einen Rahmenkredit von 40 Milliarden Franken hat die Regierung dafür beantragt und vom Parlament zugesagt erhalten.

Fast schon Doping

Geld fliesst zwar nur aus der Bundeskasse ab, wenn die Firma nicht zurückzahlen kann, aber man kriegt Hühnerhaut, wenn man bedenkt, dass der Bund jetzt eine Summe, die mehr als die Hälfte eines Jahresbudgets (Ausgaben 2019: 71,4 Milliarden Franken) ausmacht, bei KMU zum Erleichtern oder Fördern der Verschuldung einsetzt. Oder gar zum Forcieren des Schuldenmachens, denn eine kleine Firma erhält sonst ja nicht einfach so zinslose Darlehen; das ist eigentlich nicht normal, das ist schon fast Doping.

Nationalbankpräsident Thomas Jordan hat im Interview mit der *Sonntagszeitung* vom vergangenen Wochenende gesagt: «Es stimmt, dass die Banken sich zu sehr vorteilhaften Konditionen refinanzieren können. Aber erst diese günstige Refinanzierung erlaubte es, die



Sorge dich nicht.

Kreditzinsen für die Unternehmen so tief anzusetzen.» Konkret geht die Geldverteilung also wie folgt vor sich: Die Banken wickeln die Kreditvergabe an ihre Kunden als Durchlaufstation zackig ab, der Bund bürgt für diese Darlehen, und die Nationalbank stellt den Banken die extrem günstige Liquidität zur Verfügung, wobei sie die betreffenden Kredite als Sicherheit zu sich nimmt.

Pointiert gesagt: Die Regierung hat es im Corona-Fall so eingerichtet, dass das Nullzinsgeld schnurstracks von der Nationalbank zu den Firmen gelangt. Normalerweise kämpfen Zentralbanken ja immer mit dem Problem, dass sie zwar Billiggeld in die Geschäftsbanken leiten, dass diese es dann aber nur schleppend an die Firmen weitergeben, schon gar nicht so günstig, sondern es aus Risikoängstlichkeit lieber horten. Bei den Covid-Krediten nun wurden den Banken alle Risiken abgenommen, sie hemmen deshalb den Geldfluss nicht, der dicke Schlauch für die Liquidität führt von der Nationalbank ohne störende Ventile zu den KMU.

Für dieses Nicht-Stören wurden die Banken gelobt.

Mindestens so wichtig wie die Liquiditätshilfe ist eine gefühlsmässige Verschiebung, die durch die Wirtschaft geht: Über 120 000 Unternehmer haben das Lager gewechselt. Bisher mussten sie für einen Kredit bei der Bank einigemassen risikogerechte und damit höhere Zinsen zahlen, jetzt haben sie direkten Zugang zum Billiggeld der Nationalbank – so wie dies bereits für den Staat, grosse Firmen und weitgehend auch für Hypothekarschuldner gilt. Immer mehr Unternehmen und Institutionen tummeln sich auf dem Terrain, auf dem die tonangebenden Zentralbanken seit langem alle Probleme mit frischem Geld zu übertünchen versuchen und den Zins praktisch ausgelöscht haben, so dass für vernünftiges Investieren oft die Orientierung fehlt. Tiefzinsen verleiten zu unsinnigen Investitionen und zum Schuldenmachen, weil die Kosten auf den ersten Blick ja fast bei null sind.

100 Milliarden Franken

Selbst die nüchternen Schweizer sprechen auf solche Anreize an. Die schweizerischen Privathaushalte sind weltweit Spitzenreiter im Schuldenmachen. Die

Hypothekarschulden summieren sich auf rund 1040 Milliarden Franken (drei Viertel bei Privathaushalten), das sind etwa 150 Prozent des Bruttoinlandprodukts – mehr als Italiens Staatsverschuldung. Der Vergleich ist natürlich nicht ganz angebracht, da ja den hiesigen Hypothekendarlehen werthaltige Immobilien gegenüberstehen, aber das Gefühl, Schulden seien so billig und so langfristig angelegt, dass man auf absehbare Zeit keine Belastung spüren und schmerzfrei über die Probleme hinwegkommen werde, ist in beiden Fällen im Spiel.

Dies gilt nun auch für die Corona-Belastungen. Der amerikanische Ökonom Nouriel Roubini schätzt, dass die Corona-Krise die Haushaltsdefizite der Staaten weltweit um etwa 10 Prozent des Bruttoinlandprodukts oder mehr in die Höhe treiben werde, weil die gewaltigen Hilfsprogramme primär durch Schulden finanziert würden. Die Kosten, die in der Schweiz auf den Bund zukommen könnten, werden zurzeit auf etwa 100 Milliarden Franken veranschlagt, wie auch Christoph Schaltegger, Ökonomie-

professor an der Universität Luzern, in nebenstehendem Artikel darlegt. Neben den Überbrückungshilfen via Kredite und verschiedene Arten von Entschädigungen für Erwerbs- und Geschäftsausfall von gut 60 Milliarden Franken werden Zuschüsse an die Arbeitslosenversicherung von wohl weit über 30 Milliarden Franken nötig sein, um die Kosten der Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit zu bewältigen. Jordan tönte im Interview an, dass man nicht mehr mit einer schnellen Erholung rechnen könne, also könnte die Belastung gewaltig werden.

Nutzlose Appelle zum Masshalten

In welchem Umfang darf man in dieser speziellen Situation neue Schulden machen? Wie weit sind Schulden entschuldbar, die ja in Zukunft irgendwann als Steuern oder als Einschränkung der Neuverschuldung die Nachfolgegenerationen belasten werden? Italien ist mit seiner Verschuldung von 135 Prozent des Bruttoinlandsprodukts bereits zum Problem für die

Eine solch lockere Phase hatte die Schweiz bereits einmal in den neunziger Jahren.

ganze Euro-Zone, ja die EU geworden. Um einen Zusammenbruch der Währungsunion zu verhindern und um die Bonität Deutschlands für Italien dienstbar zu machen, spricht man jetzt über allfällige Rettungsaktionen und mögliche Vergemeinschaftungen von neuen Schulden. Die Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff brachten nach der Finanzkrise die Marke von 90 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ins Gespräch, mehr Schulden würden die Wirtschaft beeinträchtigen. Die USA liegen mit 107 Prozent bereits darüber, die Schweiz ist mit einem Wert unter 30 Prozent dagegen gut positioniert; spontan denkt man an den Buchtitel «Sorge dich nicht – lebe!»

Eine solch lockere Phase hatte die Schweiz bereits einmal: In den neunziger Jahren stieg die Staatsverschuldung während der Rezession und Einnahmenschwäche rasant um 20 Prozentpunkte auf fast 50 Prozent. Appelle zum Masshalten waren nutzlos, die Politiker trieben die Ausgaben unaufhaltsam nach oben. Um die Entwicklung unter Kontrolle zu bekommen, wurde 2001 auf Bundesebene die Schuldenbremse vom Volk angenommen und eingerichtet. Sie verlangt, dass die Ausgaben über einen Konjunkturzyklus hinweg nicht höher sein dürfen als die Einnahmen. Seit 2003 sind die Bundesschulden um gut 25 Milliarden Franken abgebaut worden. Jetzt steht man vor der Frage, ob Anstrengungen aus sechzehn Jahren relativ disziplinierter Finanzpolitik nun einfach rasch durch Schuldenmachen verbraucht werden sollen. Das tut etwas mehr weh, als wenn man sich sagt: Bei Nullzins kosten Schulden ja nichts. ○

Wirtschaft

Doppelter Schock für die Bundeskasse

Die gewaltigen Krisenprogramme sind verträglich mit der Schuldenbremse. Die bisherige Ausgabenfreude muss dennoch ein Ende haben. Von Christoph A. Schaltegger

Die Krise führt beim Bund zu erheblichen Kosten. Zum einen werden die Steuereinnahmen durch die tiefere Wirtschaftsleistung zurückgehen. Zum andern werden die Ausgaben steigen. Der Bundesrat hat ein umfassendes Massnahmenpaket in der Höhe von über 60 Milliarden Franken zur Abfederung der wirtschaftlichen Folgen der Corona-Krise beschlossen, und die Arbeitslosenversicherung wird wahrscheinlich über 30 Milliarden neue Mittel brauchen. Der Bundeshaushalt wird dieses Jahr also gleich doppelt belastet: Er tätigt enorme Mehrausgaben, verzeichnet aber gleichzeitig deutlich tiefere Steuereinnahmen. Wurde im Voranschlag 2020 noch mit einem ordentlichen Finanzierungsüberschuss von 589 Millionen gerechnet, dürfte am Ende des Jahres ein milliardenschweres Defizit anfallen.

Die «Bazooka» ist schussbereit

Die Frage drängt sich auf: Kann der Bundesrat die finanziellen Versprechen der Corona-Krise halten – oder wird die schnelle und grosszügige Hilfe letztlich durch die Schuldenbremse verhindert, die verlangt, dass die Ausgaben über einen Konjunkturzyklus hinweg nicht höher sein dürfen als die Einnahmen? Die Antwort ist klar: Die grosse «Bazooka» ist schussbereit. Der Bund kann im laufenden Jahr mehrere Milliarden Franken zusätzlich ausgeben, ohne mit der Schuldenbremse in Konflikt zu geraten.

Mittelfristig bahnt sich auf der Ausgabenseite ein ernstes Problem an: Selbst beim günstigen Szenario, dass die Wirtschaft ab 2021 wieder auf dem Vorkrisenniveau um 1,5 Prozent wachsen wird, wären bereits die Ausgaben, wie sie heute in der Finanzplanung vorgesehen sind, nicht mehr finanzierbar – schon gar nicht allfällige Schuldenamortisationen oder sonstige Mehrausgaben. Für die Abtragung der Mehrausgaben in der Höhe von mindestens 15 Milliarden Franken dürfte man nicht über das Ausgabenniveau von 2019 hinausgehen.

Das Parlament wäre grundsätzlich befugt, in besonderen Fällen die Frist zum Ausgleich der kurzfristig in die Höhe geschossenen Defizite zu verlängern. Doch selbst bei einer Erhöhung der Frist von sechs auf zwölf Jahre dürften bei einem durchschnittlichen Wachstum der Wirtschaft von jährlich 1,5 Prozent die Ausgaben nur um 1 Prozent wachsen. Damit deutet sich an: Auch bei einer raschen wirtschaftlichen Erholung ist die bisherige Ausgabendynamik kaum finanzierbar. Zusätzliche Ausgabenwünsche stehen selbst bei denkbar günstigen Perspekti-

ven quer in der Landschaft. Aus finanzpolitischer Sicht düster wird es, wenn sich die Wirtschaft nur schleppend erholen, die Arbeitslosigkeit steigen und eine Stagnation folgen sollte. In einem solchen Fall läge nicht mehr ein konjunkturelles Problem vor, sondern eine strukturelle, eine grundsätzliche Überlastung des Bundeshaushalts.

Die Schuldenstände werden aller Voraussicht nach über die Werte von 2003 – dem Startpunkt der Schuldenbremse – steigen und damit mittelfristig eine Konsolidierung notwendig machen. Vieles hängt zwar vom künftigen Wirtschaftswachstum ab, doch um die Widerstandsfähigkeit der Bundesfinanzen auch für kommende Krisen zu erhalten und um strukturellen Problemen vorzubeugen, sollte die Schuldenbremse in jedem Fall in ihrer heutigen Funktionsweise beibehalten werden. Alles andere wäre kurzfristig.

Will der Bund eine Verschärfung des Wirtschaftseinbruchs und eine konjunkturelle Abwärtsspirale verhindern, hat er zwei Möglichkeiten: erstens Mass halten und Prioritäten setzen bei den Ausgaben, zweitens die Frist für die Schuldentrückzahlung modifizieren. Solide Bundesfinanzen sind auch deshalb zentral, weil sich bei den Sozialversicherungen das Problem der impliziten Verschuldung weiter verschärfen wird. Es geht also auch um Generationengerechtigkeit.

Christoph A. Schaltegger ist Professor für politische Ökonomie an der Universität Luzern. Ausführliches Interview auf www.weltwoche.ch

ZWEITRUNDENEFFEKTE



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), warum wir attraktive Risikoprämien im Kreditmarkt sehen.»

Patrick Erne
Leiter Research

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN

Sein Stahlkiefer schloss sich stumm

Die Bond-Ära des Daniel Craig geht langsam und sehnsüchtig zu Ende. Was wird nun aus dem 007 a. D.? Von Norbert Kördörfer



James Bond wird nie sterben, er wird wiedergeboren: Killerauge Craig.

Vor vierzig Jahren, zu Zeiten der mysteriösen Sexseuche Aids, stand ich melancholisch an der Bar von «Elaine's» in Manhattan, um einsam in meinen Geburtstag hinein zu feiern. Neben mir stand ein eleganter, einsamer Mann im blauen Blazer mit Schnauzer und Halbglatze. Er sah irgendwie aus wie Sean Connery, nur älter, bequemer – wie sein Vater. Als ich ihn, kurz vor Mitternacht, zu einem Bier einladen wollte, zahlte er plötzlich, lächelte mich

an und verschwand in der Nacht. Ich frage die Barfrau: «War das James Bond?» Sie lächelte: «Ja – ohne Toupet. Er feierte allein seinen Geburtstag!»

Sir Sean Connery (heute 89) war der Ur-007. Ein Schotte mit Sex und Stil. Einer wie keiner.

Nach ihm kamen viele – aber dann kam sein Erbe: Daniel Craig, 52. Ein Liverpooler mit blauen Killeraugen, amerikanischem Pass und vermutlich 49 Millionen Dollar Gage für

seine fünf James-Bond-Thriller. Sein Letzting, «No Time to Die», ist in Hollywood-Quarantäne. Warten auf 007 – verschoben auf November. Grund: Corona. Ein langer, leidender Abschied.

Vor vierzehn Jahren (2006) sass ich dem coolen Unbekannten im Londoner «Dorchester» gegenüber, im Schatten seiner Suite 107. Er war blond und 38 – und ein Rätsel. Er hatte Prinz-Charles-Ohren, eine Boxernase, Militärmuskeln und Gletscheraugen. Er trug Lobb-Massschuhe, ein weisses Turnbull-&-Asser-Masshemd, einen blauen Brioni-Seidenschlips und die Omega-Monduhr. Er hatte damals kein Auto, keinen Flat-TV, sondern einen Röhren-Fernseher, und er bewunderte mein Bang-&-Olufsen-Samsung-Handy (es gab noch kein iPhone!). Er war einmal ein strubbliger Strassenjunge aus Cheshire bei Liverpool.

Er trug den Sarg eines Freundes

Sein Vater: Pubpächter. Mutter: Kunstlehrerin. Als Teenager trat er im Pub auf, kopierte «Dick & Doof» und Groucho Marx vom TV. Schule war Mist. Er wurde gemobbt. Aber mit vierzehn spielte er einen Totengräber auf der Schulbühne: «Es war ein Körperschockgefühl voller Adrenalin, wie ich es noch nie gespürt hatte.» Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er etwas Eigenes hatte.

Sein erstes Kinoerlebnis war «Blade Runner» mit Harrison Ford: «Ich dachte: Das möchte ich auch machen ...» Wer seine Kinothek entdecken will, darf sich drei Craig-Klassiker angucken:

1. «Layer Cake» (2004) – Kokaindealer im Gangster-London!
2. «München» (2005) von Steven Spielberg – als Mossad-Killer.
3. «Road to Perdition» – als Mafiasohn von Paul Newman und gegen Killer Tom Hanks. Regie: Sam Mendes («1917»)!

Craig wurde der sechste und sexyste Bond (auf dem Mond waren zwölf Männer). Seine «M» war und ist Barbara Broccoli, 59, die EON-Erbin von «007»-Ur-Produzent «Cubby» Broccoli. Die britische Schönheit (geboren in L. A.) entdeckte Craig 2004 auf einer Beerdigung, als er den Sarg eines gemeinsamen Freundes trug.

Sie hatte ihn vorher in «Elizabeth» (1998) als päpstlichen Psycho-Killerpriester gesehen, der Elizabeth (Cate Blanchett) ermorden sollte: «Er löste bei mir Körperfrost aus. Ich dachte nur: Mein Gott ...»

Als der Anruf mit dem 007-Okay kam, war er in Baltimore im Supermarkt: «Ich kaufte einige Flaschen Wodka zum Feiern. Dann zog ich noch wunderbar anonym durch die Kneipen. Ich wusste es – und keiner sonst.»

Er hatte Angst vor 007. Er rief seinen Vorbond, Pierce Brosnan, an. Der riet: «Tu es!» Er rief Regiegenie Steven Spielberg an: «Tu es!»

Craig ist ein Action-Körper, der gern Bier trinkt, Guinness, Campari, Negroni, aber auch täglich eineinhalb Stunden Cardio-Training macht; mit Kohlehydraten-Pause: «Man muss

Er guckte sich seinen letzten «007» ganz allein an wie das ewige Kind, das Abenteuer sucht.

aufhören, dauernd zu denken, und verdammt mal anfangen, zu handeln!» Er liebt Fussball (Liverpool und Klopp), Bücher, alte Platten, seinen Garten. Er hat zwei Töchter.

Heimlich heiratete er in New York Oscar-Star Rachel Weisz (50, «The Constant Gardener»). Sie haben ein Apartment in Manhattan und ein Landhaus bei New York: «Vielleicht werde ich jetzt einfach alt...»

«Bond?»

Im letzten Jahrtausend hatte sich Craig übrigens in eine Berlinerin verliebt – in Heike

Makatsch. Sie waren sieben Jahre lang ein Paar. Manchmal stand er wortkarg in Berliner Galerien rum, und keiner sprach ihn an.

Als ich ihn einmal danach fragte, gefror sein Gesicht zur Rüstung und sein Stahlkiefer schloss sich stumm.

Ein ewiger Gentleman schweigt ewig. Die Story von «No Time to Die», dem 25. 007-Thriller? James Bond ist in Killer-Rente. Er lebt in einem Strandhaus auf Jamaika wie sein Erfinder Ian Fleming. Aber um seinen Geheimdienst zu retten, kehrt er zurück. Der Portier kennt ihn nicht mehr: «Bond?»

Kennedy las «Liebesgrüsse aus Moskau»

Craig flog von New York nach London – für ein High-Security-Privat-Screening. Er guckte sich seinen letzten «007» ganz allein an wie das ewige Kind, das Abenteuer sucht.

Einer seiner besten Kumpels ist Kultregisseur Sir Sam Mendes (54, «Skyfall», «Spectre»): «Es ist wahrscheinlich okay, dass Dan aufhört. Er hat fünf tolle Bond-Filme gemacht. Das ist ein Lebenswerk. Ein 007-Thriller ist kein normaler Film. Das ist ein Jahr Action nonstop. Er hat sich oft verletzt, und er wird ja leider auch nicht jünger.»

Was macht 007 a. D.?

Ein Glücksfall ist die Krimikomödie «Knives Out» mit Craig als Gentleman-Detektiv (Kino-Einspielergebnis: 312 Millionen Dollar).

Er wird auch im zweiten Teil mitspielen. James Bond wird nie sterben, er wird wiedergeboren. Alles begann vor 68 Jahren. Der literarische Ur-Bond war 183 cm gross, 76 kg schlank, hatte blaue Augen, schwarzes Haar, sprach Französisch und Deutsch, rauchte sechzig Zigaretten pro Tag, trank gerne, aber ohne Exzess, und liebte Frauen.

Sein Erfinder, Ian Fleming, der 56-jährig starb, schrieb sich ein Idol-Double in seinem jamaikanischen Strandhaus «Goldeneye». Im Februar 1952, nach einem Bad in der Karibik, um seinen Martinikater wegzuschwimmen, setzte sich der Times-Top-Journalist an seine Royal-Reise-Schreibmaschine und tippte mit sechs Fingern 2000 Wörter pro Tag. Nach einem Monat war «Casino Royale» fertig. Dreizehn Thriller folgten. Als er zwölf Jahre später zu früh starb, hatte er vierzig Millionen Auflage und zwei «007»-Filme. Sein legendärster Fan: John F. Kennedy, der einen Tag vor seinem Attentatstod einen «007»-Krimi las («Liebesgrüsse aus Moskau») – wie angeblich auch sein Attentäter.

Die 007-Ära des Daniel Craig geht langsam und sehnsüchtig zu Ende.

Es ist ein Warten in Melancholie.

Auf der Innenseite seines rechten Bizeps trägt Dan Craig ein Tattoo: «a time for timelessness» – «eine Zeit für Zeitlosigkeit».

Eine Art zeitloser Grabstein. ○



Fast Lane

Wir bieten **Consulting-** und **Educationservices**, die Sie bei der Umsetzung Ihrer **digitalen Geschäftsstrategien** unterstützen und begleiten.

Fastlane Institute for Knowledge Transfer (Switzerland) AG
8304 Wallisellen | Husacherstrasse 3 | 044 832 50 80
www.flane.ch



Stochern an der Schmerzgrenze

Um ihr Buch über die Zuger Sexaffäre wird schon prozessiert, bevor es erschienen ist. Es hat mit der Autorin zu tun: Wo andere wegschauen, will es die Journalistin Michèle Binswanger besonders genau wissen. *Von Alex Baur*

Der Skandal um das erotische Rencontre zwischen der grün-alternativen Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin und ihrem SVP-Kollegen Markus Hürlimann am Rande der Zuger Landammannfeier war noch taufersch, als Michèle Binswanger im *Tages-Anzeiger* vom 6. Januar 2015 ein erstes Kommentärchen abfeuerte. Es waren nur wenige Zeilen um einen Quickie, der eigentlich niemanden etwas angegangen wäre, wenn er sich nicht an einem offiziellen Anlass in aller Öffentlichkeit zugetragen hätte. Vor allem: wenn das operettenhafte Nachspiel nicht gewesen wäre, das den peinlichen Seitensprung mit dem Klassenfeind erst zur Staatsaffäre machte. Doch es fanden sich trotz intensiver Suche einfach keine Spuren von K.-o.-Tropfen, die erklären konnten, warum die Kantonsrätin von Sinnen gewesen sein sollte. Im besten Fall war es der Alkohol, was Spiess-Hegglin allerdings vehement bestritt.

Als drei Monate später auch die Haarprobe keinen Hinweis auf Betäubungsmittel gab, doppelte Binswanger nach: «Wenn ein Vorwurf k. o. geht». Kurz darauf schrieb sie einen dritten, nun breit recherchierten Artikel («Die küssen sich, was tun wir?») über die ganze Affäre. Sie liess nun auch Spiess-Hegglin ausführlich zu Worte kommen, doch es war klar: Binswanger glaubte der Frau mit den «vertrauensvoll aufgerissenen» grünen Augen, «die es gewohnt war, gut anzukommen», kein Wort.

Alte Animositäten

Der Mangel an Verständnis für ihre Not dürfte Spiess-Hegglin besonders hart getroffen haben. Denn erstens gilt der Tagi als eher linkes Blatt und zweitens Binswanger als gestandene Feministin. Milde gegenüber übergriffigen Männern gilt in diesen Kreisen als Mittäterschaft. Binswangers Artikel zog erbitterte Kontroversen in den sozialen Medien nach sich.

Obwohl sie seither nicht mehr über das Thema geschrieben hat, schwelt diese Kontroverse fünf Jahre danach unvermindert weiter. Es liegt zum einen an Spiess-Hegglin. Sie hat sich die Bewirtschaftung der K.-o.-Tropfen-These zu einer Art Lebensaufgabe gemacht. Zum andern liegt es an einer kleinen, aber treuen Spiess-Hegglin-Fan-Gemeinde, die zu einem Teil aus alten Binswanger-Feinden besteht, angeführt von Hansi Voigt, dem ehemaligen Chefredaktor von *20 Minuten* und *Watson*.

Dass diese alten Animositäten nun wieder neu aufkochen, liegt an Binswanger: Sie hat soeben ihre Recherchen zu einem Buch über die



Zieht die überraschende der politisch korrekten Geschichte vor: Journalistin Binswanger.

«Zuger Sexaffäre» abgeschlossen, wie durchsickerte, wobei auch die Sicht des zu Unrecht als Sex-Unhold verdächtigten und verhafteten SVP-Politikers Hürlimann berücksichtigt werden soll. Spiess-Hegglin geriet derart in Rage, dass sie die Veröffentlichung des Buches, dessen Inhalt sie nur erahnen kann, gerichtlich verbieten lassen will (siehe Seite 19).

Alles bloss Zickenkrieg? Der Verdacht greift zu kurz. Michèle Binswanger liebt es, in der Tabuzone herumzustochern und auch mal an die Schmerzgrenze zu gehen. Ob Fremdgehen

(sie hat ein Buch zum Thema geschrieben), verpönte Politiker oder gestrauchelte Stars – wo andere geniert wegschauen, will sie es besonders genau wissen. Bei Spiess-Hegglin geht es indes auch um etwas Grundsätzliches.

Binswanger ist eine in der Wolle gefärbte Feministin, die sich von keinem Mann vorschreiben lässt, was sie tun und lassen soll – allerdings, und das ist der springende Punkt, auch nicht von einer Frau. Seit Jahren schreibt sie gegen den von Spiess-Hegglin zelebrierten «Opfer-Feminismus» an. Es bereitet ihr nicht

die geringste Mühe, auch mal Partei für einen Mann zu ergreifen, wenn sie zum Schluss gekommen ist, dass ihm Unrecht angetan wurde.

Michèle Binswanger gehört zu den raren Journalisten, die sich von keiner Gruppe vereinnahmen lassen. Ob ihre Berichte «der Sache» nützen oder schaden, interessiert sie nicht. Und wenn die Realität mit der eigenen Weltanschauung kollidiert, verstaut sie diese auch mal vorübergehend in der geistigen Besenkammer. Im Zweifel orientiert sie sich an journalistischen Kriterien.

Karriere und Kinder

Will heissen: Sie zieht die überraschende der politisch korrekten Geschichte vor, die Kontroverse dem Konsens, die Irritation dem Belehrenden. Eine Geschichte muss nicht nur stimmen, entscheidend ist am Ende, ob sie auch Beachtung findet und zu reden gibt. Und in dieser Hinsicht verfügt Binswanger nicht nur über ein feines Gespür für Themen, die gerade unter den Nägeln brennen. Sie hat auch keine Hemmungen, diese so reizvoll aufzubereiten, dass man sie zur Kenntnis nimmt.

Mag sein, dass die heute 48-jährige Michèle Binswanger das nötige Mass an Selbstvertrauen aus dem Umfeld schöpft, dem sie entsprungen ist. Ihr Grossonkel Ludwig Binswanger, ein

Newsnet war ein journalistisches Experimentierfeld, das vom Stammhaus mit unverhohlener Skepsis oder auch Verachtung beäugt wurde. In der harten Konkurrenz zu *20 Minuten* und *Blick* galt es, Clicks zu bolzen, das Mass aller Dinge im Online-Bereich. Und das erreicht man nicht mit tiefgründigen Abhandlungen, sondern mit knackigen Schlagzeilen, mit dem schnellen Aufreger. Es war das Biotop, in dem Michèle Binswanger ihre Fähigkeiten entfalte und verfeinerte.

Der damalige *Newsnet*-Chef Peter Wälty, der von seiner Leidenschaft für schnelle Autos und schnittige Motorjachten nie ein Geheimnis machte, war ein Meister in diesem harten «No-Bullshit-Geschäft». Und dieser Chef wurde bald zu ihrem Liebhaber. Dass die bekennende Feministin Michèle Binswanger ausgerechnet mit dem Testosteron-Bolzen Wälty anbandelte (er ist heute noch ihr Lebenspartner), mag auf den ersten Blick widersprüchlich anmuten. Man könnte es allerdings auch als Zeichen einer ausgeprägten Eigenwilligkeit deuten. Denn Binswanger setzte sich mit der ungehörigen Liaison automatisch dem in dieser Branche tödlichen Verdacht aus, via Bett Karriere zu machen.

Ketzerische Ansichten

Der Verdacht ist in ihrem Fall einfach zu widerlegen. Ihre Karriere führte weiter steil nach oben, als Wälty zum Ringier-Verlag wechselte. Michèle Binswanger schrieb sich aus eigener Kraft ins «Autoren-Team» hinein, den publizistischen Olymp beim *Tages-Anzeiger*, der einer handverlesenen Schar von Edelfedern vorbehalten ist. Und auch diesen Schritt schaffte sie, ohne sich selbst zu verraten. Die Recherchen, Kommentare und Kolumnen der Vielschreiberin Binswanger überraschen immer wieder durch ungewohnte oder gar ketzerische Ansätze und Ansichten, die man im *Tagi* nicht unbedingt erwarten würde.

Dass Michèle Binswanger von (ehemaligen) Arbeitskollegen auch mal als überhebliche («Wo sie auftaucht, bilden sich Eisblumen an den Fenstern») und starrsinnige («Mit ihr streitet man sich nicht zum Vergnügen») Egomani beschrieben wird, überrascht vor diesem Hintergrund kaum. Doch von allen geliebt zu werden, ist keine Bedingung für ihren nächsten Karriereschritt, über den beim *Tages-Anzeiger* gemunkelt wird. Ende Juni wechselt Chefredaktorin Judith Wittwer zur *Süddeutschen Zeitung*. Die Nachfolge ist noch offen. Binswanger soll sich schon mal in Stellung gebracht haben. ○

Alles bloss Zickenkrieg? Der Verdacht greift zu kurz.

Weggefährte von Sigmund Freud und Carl Gustav Jung, war der berühmteste Exponent einer weitverzweigten Dynastie von Ärzten, welche die Schweizer Psychiatrie nachhaltig geprägt haben. Ihre Eltern waren Ärzte, ihre drei Schwestern sind alle vom Fach. Aufgewachsen in Rickenbach bei Olten SO, absolvierte Michèle Binswanger ein Studium der Philosophie (Nebenfach Germanistik) in Basel.

Das journalistische Metier lernte sie von der Pike auf. Schon während des Studiums schrieb sie Berichte über den Kulturbetrieb für die *Basler Zeitung*. Sie war sich auch nicht zu schade, für das Strassenmagazin *Surprise* zu arbeiten. Als sie 2006 beim Nachrichtenmagazin *Facts* (Tamedia) anheuerte, war Binswanger bereits zweifache Mutter. Das hinderte sie nicht daran, voll zu arbeiten. Schliesslich hatten die Kinder auch noch einen Vater.

Schon nach eineinhalb Jahren war *Facts* pleite, was sich für Binswanger als glückliche Fügung erweisen sollte. Zusammen mit Nicole Althaus (heute Mitglied der Chefredaktion *NZZ am Sonntag*) baute sie bei Tamedia den «Mamablog» auf. Das Pionierprojekt im Online-Bereich machte sie zu einer Grösse (Journalistin des Jahres 2010) im Medienbetrieb. 2012 wechselte sie zum neu gegründeten *Newsnet*, dem Online-Portal des *Tages-Anzeigers*.



Inside Washington

Obama vs. Flynn

Die Entlastung General Flynns empört den Ex-Präsidenten. Hat er etwas zu verbergen?

Als Sidney Powell, eine knallharte ehemalige Vize-Staatsanwältin, den Fall des Generals Michael Flynn übernahm, war sie davon überzeugt, dass der hochdekorierte Armeeveteran vom FBI reingelegt worden war. Im Zuge der Russia-Gate-Untersuchungen, die bekanntlich im Nichts verliefen, sagte Flynn, er habe den Geheimdienst über seine Russland-Kontakte belogen. Fast ein Jahr später wurden Powell und ihr Klient rehabilitiert. US-Generalstaatsanwalt William Barr liess die Klage gegen Trumps ersten Nationalen Sicherheitsberater fallen. Er kam zu dem Schluss, dass das FBI Flynn «ohne jede legitime Ermittlungsgrundlage» ins Visier nahm.

Gegenüber der *Weltwoche* sagt Powell exklusiv, dass die Entscheidung «der erste bedeutende Schritt des Justizministeriums ist, um seine Integrität und das Vertrauen der Öffentlichkeit wiederherzustellen», nachdem es die Trump-Kampagne und das Übergangsteam 2016 ausspioniert habe.

Inzwischen ist ein weiterer Akteur aufgetaucht: Ex-Präsident Barack Obama. Er brachte öffentlich seinen heftigen Widerstand gegen die Entlastung Flynns zum Ausdruck. Während einer Telefonkonferenz mit den 3000 Mitgliedern seiner Obama Alumni Association beschuldigte er Flynn fälschlicherweise, unter Eid gelogen zu haben. Obamas «Kommentare waren bizarr», erklärt Anwältin Powell der *Weltwoche*. Flynn wurde nie wegen Meineids angeklagt.

Schlimmer noch. Powell glaubt, dass «Obama ganz klar verzweifelt ist und Angst hat» vor den sich häufenden Beweisen, dass er persönlich die Strafverfolgung gegen Flynn befohlen habe, den er 2014 wegen Ungehorsams als Leiter des Verteidigungsnachrichtendienstes entlassen hatte. Das *Wall Street Journal* legt den Finger auf den wunden Punkt: «Da der Ex-Präsident sich dazu entschied, ungefragt seine rechtlichen Ansichten darzulegen, drängt sich die Frage auf, worüber er tatsächlich besorgt ist.» Amy Holmes



«Eine plumpe, unsachgemässe Lüge ist oft genauso unwirksam wie die Wahrheit.»

Schranken für Brüssel

Die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank verstößt gegen das deutsche Grundgesetz. Was bedeutet dieses aufsehenerregende Urteil der deutschen Verfassungsrichter für die EU und die Währungsunion? Von Joachim Starbatty

Das Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts (BVerfG) vom 5. Mai 2020 – «Beschlüsse der EZB zum Staatsanleihekaufprogramm kompetenzwidrig» – war ein Paukenschlag. Die Richter stellten sich damit gegen die frühere Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH), der das Anleihekaufprogramm der Europäischen Zentralbank (EZB) gebilligt hatte. Der Verfassungsgerichtsentscheid hat die politisch Verantwortlichen nun auf dem falschen Fuss erwischt. Sie haben sich mit dem Urteil aber nicht kritisch auseinandergesetzt, sondern waren empört, dass ein nationales Gericht es wagte, dem EuGH Schranken zu setzen.

Die französische, aber auch die italienische Regierung haben dem BVerfG das Recht abgesprochen, über die Politik der EZB und die Rechtsprechung des EuGH zu urteilen. Der Sprecher der EU kommentierte: «Wir bekräftigen den Vorrang des EU-Rechts und die Tatsache, dass die Urteile des Europäischen Gerichtshofs für alle nationalen Gerichte bindend sind.» Die deutsche Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen hat Deutschland mit einem Vertragsverletzungsverfahren gedroht. Europapolitiker aus CDU und SPD haben sich auf die Seite der Kommissionspräsidentin geschlagen.

Gewaltenteilung ausser Kraft

Das Paradoxe daran ist, dass das Verfassungsgericht Bundesregierung und Bundestag gerügt hat, nicht die Interessen ihrer Wähler geschützt zu haben. Sie haben sowohl bei den Anhörungen in Karlsruhe als auch in Luxemburg die Politik der EZB ausdrücklich gerechtfertigt und sich gegen die Deutsche Bundesbank gestellt. Wenn sie nun auf der Anklagebank sitzen, sollen sie dann das BVerfG rüffeln, seinen Spruch für unwirksam erklären und die Gewaltenteilung ausser Kraft setzen?

Der aufsehenerregende Ausspruch des damaligen EZB-Präsidenten Mario Draghi vom 29. Juli 2012, die EZB schütze den Euro – «whatever it takes», hat die Welt des Euro total verändert. Seitdem ist der EZB die Vollmacht anvertraut worden, die Euro-Zone zusammenzuhalten. Daraus hat Draghi ein Verfahren entwickelt, das man die «Draghi-Methode» nennen könnte: Der EZB-Präsident erarbeitet mit seinem Stab ein Programm, sammelt die Stimmen der überschuldeten Mitgliedstaaten

und lässt im Zentralbankrat darüber abstimmen. Da hier das Prinzip «Ein Land, eine Stimme» gilt, sind die stabilitätsorientierten Länder von vornherein in der Minderheit. Draghi verteidigte diese Vorgehensweise mit dem Hinweis, dass er seine Politik vor dem Parlament der EU ausbreite und begründe. Er konnte sicher sein, hier immer die notwendige Unterstützung zu bekommen. Diesem Verfahren will



Angriff auf den EuGH: Autor Starbatty.

das Bundesverfassungsgericht ein Ende setzen, indem es die EZB verpflichtet, ausdrücklich auf die Verhältnismässigkeit und die Nebenwirkungen ihrer Politik einzugehen.

Noch entscheidender ist, dass das BVerfG die Rechtsstaatlichkeit des seinerzeitigen EuGH-Urteils bestreitet, da die Begründung im Hinblick auf die Kontrolle der Verhältnismässigkeit der Politik der EZB schlechterdings nicht mehr nachvollziehbar und damit «ultra vires» sei, also ausserhalb seiner Kompetenzen. Das ist ein Angriff auf den EuGH als Garanten der Rechtsstaatlichkeit der EU. Im Parlament der EU wird das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit immer wieder als Basis der europäischen Integration beschworen; der EuGH Sorge dafür, dass es nicht bloss in

der EU, sondern auch in den Mitgliedstaaten Gültigkeit entfalte.

Doch gelten für EU-Kommission und EU-Parlamentarier in der Europäischen Währungsunion andere Grundsätze. Da ist der Zusammenhalt der Euro-Zone oberstes Gebot. Als in der Nacht vom 7. auf den 8. Mai 2010 die Staats- und Regierungschefs der EU die *no bail-out*-Klausel» (weder die Gemeinschaft noch die Mitgliedstaaten stehen für die finanziellen Verpflichtungen eines anderen Mitgliedstaates ein) beiseiteräumten, sagte die damalige französische Finanzministerin, Christine Lagarde, ganz offen: «Wir mussten die Verträge brechen, um den Euro zu retten.» Auch die nachfolgenden Rettungsaktionen orientierten sich nicht an den Verträgen; es ging vielmehr um die Frage: Was müssen wir tun, um Griechenland in der Euro-Zone zu halten und um die Euro-Zone zu retten? Da war jedes Mittel recht. Politische Opportunität hat das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit verdrängt.

Beweisgang vom Ende her geführt

Die Verhandlungen vor dem BVerfG und dem EuGH offenbarten den Unterschied. Vor dem BVerfG wird die Kompatibilität der Aktivitäten der EZB mit den europäischen Verträgen

Politische Opportunität hat das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit verdrängt.

geprüft, vor dem EuGH stellen die Prozessvertreter aus den Mitgliedstaaten der Euro-Zone und die Vertreter der Kommission darauf ab, ob die Politik der EZB mit den Interessen ihrer Länder übereinstimme und ob die Euro-Zone überlebe. Bei der Lektüre des Urteils des EuGH fällt auf, dass er den Beweisgang vom Ende her führt: Jede Aktion der EZB, die dem Zusammenhalt der Euro-Zone dient, ist integrationspolitisch gerechtfertigt und notwendig. Ohne weitere Prüfung stützt sich der EuGH bei seiner Urteilsfindung auf die Begründung der EZB; daher entsprechen seine Beschlüsse für das BVerfG nicht dem Rechtsstaatsprinzip.

Wenn dem EuGH in Zukunft verwehrt wäre, den Gang des Integrationsprozesses nach eigenen Vorstellungen zu steuern, und er nur auf die Aufgabe verpflichtet wäre, die Aktionen von EU-Institutionen auf ihre Kompatibilität mit europäischem Recht hin zu prüfen, dann hätte das Urteil des BVerfG Geschichte geschrieben.

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen, von 2014 bis 2019 war er Mitglied des Europäischen Parlaments, seit 1997 trat er mehrfach als Kläger vor dem Verfassungsgericht gegen die Einführung des Euro sowie Euro-Rettungsmassnahmen auf.

Gefährliche Überreaktionen

Unnötig, unverhältnismässig, panikgetrieben:
Nobelpreisträger Michael Levitt kritisiert die Corona-Lockdowns.
Von Pierre Heumann

Als er am Sonntag aufwachte, erlebte Michael Levitt seinen ersten Shitstorm auf Twitter. «Es hagelte Kritik», sagt der Nobelpreisträger und Professor für Biophysik an der Stanford University im Gespräch mit der *Weltwoche*. Stunden zuvor hatte er im Kurznachrichtendienst seine Forschungsergebnisse publiziert, wonach die Wachstumskurve von Covid-19 nicht exponentiell verlaufe. Die rigorosen Massnahmen im Kampf gegen Corona seien gefährlich – und unnötig. «Die Analyse der vorliegenden Daten», sagt er, «liefert keine Bestätigung für ein fatales Szenario» – vor allem dort nicht, wo auf soziale Distanzierung geachtet wird.

Levitt, Südafrikaner mit amerikanischem, britischem und israelischem Pass, untersuchte als einer der Ersten die Fallzahlen in China, einem Land, zu dem er eine besondere Beziehung hat und in dem er sich bestens auskennt. Seine Ehefrau ist Expertin für chinesische Kunst und Kuratorin für lokale Fotografien. Das Paar teilt seine Zeit zwischen China, Israel und den USA auf.

Weniger schnell als zuvor

Als er die Corona-Statistik der Volksrepublik analysierte, fiel ihm auf, dass die Wachstumsrate der Corona-Toten nicht exponentiell verlief. Die Zahl der Opfer stieg Ende Januar und Anfang Februar zwar kontinuierlich an, aber die Wachstumsrate flachte ab. «Dieses Phänomen war wichtiger als die absolute Zahl.» Denn es war ein Zeichen dafür, dass sich die Kurve zum Vorteil der Menschen verändert.

Es sei «wie bei einem Autorennen», meint er. Auch wenn der Wagen beschleunigt, beschleunigt er weniger schnell als zuvor. Deshalb, sagte er am 1. Februar voraus, werde in China die Zahl der Toten Tag für Tag abnehmen. Drei Wochen später sagte er *China*

Daily News, dass die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Virus die Spitze erreicht habe. Eine Prognose, die sich später als recht adäquat herausstellte. Was er bei seinen Untersuchungen der chinesischen Statistik erkannt hatte, bestätigte sich auch in Europa. «In den Orten und Regionen, die es hart getroffen hat, ist der Anteil der Toten an der Gesamtbevölkerung stets ähnlich hoch.» Er betrage rund 0,2 Prozent.

«Mit Verlaub, Professor Levitt», wenden wir ein, «in Israel lagen Sie mit Ihrer Prognose



«Vorteile für Deutschland und Schweden»: Stockholm im Mai.

se der Corona-Toten falsch.» Mitte März hatte Levitt in einem Interview gesagt, er wäre überrascht, wenn es in Israel mehr als zehn Opfer gäbe. Inzwischen sind es aber über 250. Levitt relativiert. Mit seiner Prognose sei er näher an der Realität als jene, die von Zehntausenden oder Hunderttausenden Opfern gesprochen haben.



«Wie ein Autorennen»: Biophysiker Levitt.

Und wenn diejenigen recht haben, die vor der zweiten Corona-Welle warnen? Levitt will eine neue Attacke nicht ausschliessen, hält sie aber für unwahrscheinlich. Sollte es indes so weit kommen, warnt er vor radikalen Massnahmen, mit denen die meisten Länder bisher der Epidemie begegneten. «Das war ein grosser Fehler», ist er überzeugt. «Eines Tages werden wir feststellen», sagt er, «dass der durch den Lockdown

angerichtete Schaden um ein Mehrfaches grösser ist als die Anzahl Menschenleben, die dadurch gerettet wurden.» Sollte uns eine zweite Welle erfassen, empfiehlt Levitt einen «smarten Lockdown». Zum Vorgehen mit Augenmass gehören seiner Meinung vier Massnahmen. Erstens ist Panikmache zu vermeiden: «Die Medien sollen die Zahl der Toten nicht jeden Tag marktschreierisch auf der ersten Seite verkünden – sie tun das mit Krebstoten ja auch nicht.»

Zweitens müsse jeder eine Gesichtsmaske tragen, damit Tröpfcheninfektionen keine Chance haben. Statt die Wirtschaft eines ganzen Landes stillzulegen, wären nur Orte mit einer hohen Ansteckungsgefahr zu schliessen. «Dazu gehören Pubs, weil man dort laut sprechen muss, um den Lärm zu übertönen.» Grosse Versammlungen gehörten ebenfalls verboten. Drittens sollte vor dem Betreten von Geschäften oder dem Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel die Temperatur gemessen werden. Viertens müssten an der Kasse berührungsfreie Zahlungsmittel eingesetzt werden – also keine Kreditkarten, sondern Handy-Apps. Technologisch sei das kein Problem: «In China kann man Bettlern eine Spende per App überweisen, ohne Geld in die Hand zu nehmen.»

Am besten stünden im Fall eines erneuten Corona-Angriffs Länder wie Deutschland oder Schweden da, die massvoll vorgegangen seien. «Es sind genügend Menschen krank geworden, um eine Herdenimmunität zu erreichen.» Als Verlierer bezeichnet Levitt Länder wie Österreich und Israel. Sie hätten zwar nicht viele Tote zu beklagen. «Aber sie haben sich schwere ökonomische und soziale Schäden zugefügt, ohne Herdenimmunität erlangt zu haben.»

Und wenn er sich täusche, fragen wir ihn. Ein guter Wissenschaftler irre in 90 Prozent, ein exzellenter Wissenschaftler aber in 99 Prozent der Fälle – weil er sich eben an die wirklich interessanten Fragen heranwage. ○

Freigiebiger Corona-Dandy

Alain Berset wollte die Corona-Krise zugunsten der Kulturschaffenden nutzen. Doch seine 1,3 Milliarden teure Absicht wurde vom Gesamtbundesrat gestoppt.

Von Christoph Mörgele

Mit auffallend stolzeschwellter Brust und hohlem Rücken spazierten die Bundesräte letzte Woche während der ausserordentlichen Session durch die kahlen Messehallen der Bernexpo. Gleichzeitig gingen sie leutselig wie noch nie mit den Parlamentariern auf Tuchfühlung und vergassen dabei mitunter sogar ihre eigenen Distanzregeln. Die so offen zur Schau getragene magistrale Selbstgefälligkeit gründet auf der lautstarken Akklamation, die dem autokratisch regierenden Bundesrat gegenwärtig in den Medien entgegenbrandet. Auch die dreitägige Sondersession trug trotz dem bundesrätlichen Corona-Shutdown mit Kostenfolgen von wenigstens 100 Milliarden Franken die Züge eines Erntedankfestes. Von kritischer Wachsamkeit einer verantwortungsbewussten Aufsichtsbehörde war jedenfalls wenig spürbar.

Schirmherr der Kulturschaffenden

Besonders beschwingt und gutgelaunt gab sich Gesundheitsminister Alain Berset. Mit medialem Support inszeniert sich der Krisenmanager so, als hätte er sein Ressort eben erst übernommen und als wäre er nicht verantwortlich für acht Jahre Schlamperei und Nichtumsetzung gesetzlicher Vorgaben. Der Freiburger, der seinen Beruf einst mit «Kommunikationsberater» angab, rückt sich selber jederzeit öffentlichkeitswirksam ins rechte Licht und gibt sich als umsichtiger, tatkräftiger und uneigennütziger Steuermann selbst in den höchsten Pandemiewogen. Den Borsalino-Hut trägt Berset bewusst als modisches Accessoire und Erkennungszeichen seiner Tatkraft, da eine Corona-Krone in unserer Republik dann doch etwas zu viel wäre. Die NZZ-Stilkritik erklärte beeindruckt, warum dieser Hut «gut zum Bundesrat und Gesundheitsminister passt – und zur jetzigen Situation».

Seiner Freude am modischen, eleganten Auftritt mit fadendünnen Krawatte und tailliertem Sakko frönte Alain Berset bislang vor allem bei Auftritten an Kulturveranstaltungen. Jetzt, da die Kultur zumindest im öffentlichen Raum ruhen muss, nutzt er die Gunst der Stunde, um das Füllhorn staatlicher Gelder über seine Anhängerschaft im Kulturbereich auszuschütten. Bislang betrug die jährliche Unterstützung von Bund, Kantonen und Gemeinden über 3 Milliarden Franken, wobei die Privaten laut Schätzung des Bundesamtes für Statistik zusätzlich 16 Kulturmilliarden ausgaben. Die vom Bundesrat im Februar verabschiedete Kulturbot-



Energischer Wohltäter der Berufskulturträger: Bundesrat Berset.

schaft 2021–2024 sieht allein auf Bundesebene Ausgaben von 943 Millionen Franken vor. Dabei sollen die Mittel im Vergleich zum Finanzplan 2020 um 35,4 Millionen Franken aufgestockt werden. Private Stiftungen investieren pro Jahr mindestens 56 Millionen Franken in den Kulturbereich.

Antrag auf 1,3 Milliarden

In der Corona-Krise nutzte Alain Berset seine Doppelfunktion als Gesundheits- und Kulturminister, um den Kulturschaffenden tüchtig unter die Arme zu greifen. Ziemlich schamlos, befanden fast alle anderen Departemente, beantragte Bersets Innendepartement im März nicht weniger als 1,3 Milliarden Franken für zwei Monate Kulturausfälle. Bei einer Anzahl von 21 191 haupt- sowie freiberuflichen Kulturschaffenden (so die Angabe des Dachverbandes Suisseculture) hätte dies – vereinfacht gerechnet – im Schnitt jedem einzelnen von ihnen 61 300 Franken in die Kasse gespült. Doch Bersets Kollegen reagierten mit einer Flut irritier-

ter Mitberichte, und der Bundesrat stutzte die astronomische Summe auf 280 Millionen Franken zusammen. Dieser Betrag wurde mittlerweile auch vom Parlament abgesegnet.

Die Summe gliedert sich in eine Soforthilfe von 100 Millionen Franken für nicht gewinnorientierte Kulturunternehmen und 25 Millionen für Kulturschaffende. 145 Millionen werden ausbezahlt als Ausfallentschädigungen für gewinn- wie nicht gewinnorientierte Kulturunternehmen und Kulturschaffende, und schliesslich stehen 10 Millionen an Finanzhilfen für Kulturvereine im Laienbereich zur Verfügung. Die 280 Bundesmillionen können gegenwärtig bei den Kantonen oder bei Suisseculture Sociale bezogen werden. Diesem Verein obliegt seit 1999 die soziale Sicherheit der professionellen Kulturschaffenden; er lässt sich übrigens für die Corona-bedingten Auszahlungen separat entschädigen.

Das Bundesamt für Kultur geht allerdings von einer viel höheren Anzahl Kulturschaffen-

der aus. Bei einer «breiten Definition des Sektors» seien insgesamt über 275 000 Personen in rund 71 000 Betrieben beschäftigt. Dies entspreche 10,9 Prozent aller Betriebe und 5,5 Prozent aller Beschäftigten in der Schweiz. Von den 280 bewilligten Millionen zwischen dem 21. März und dem 20. Mai sind staatlich voll getragene Institutionen oder besoldete Personen ausgeschlossen. Die Kulturunternehmen erhalten rückzahlbare zinslose Darlehen, die Kulturschaffenden nicht rückzahlpflichtige Nothilfen zur Deckung der unmittelbaren Lebenshaltungskosten. Die Gesuche für Soforthilfe kann der Verein Suisseculture Sociale «abschliessend» beurteilen. Der maximale Anspruch auf Nothilfe beträgt 196 Franken pro Tag, was zu einem Monatseinkommen von rund 6000 Franken führt.

Rabiate Kulturschaffende

Auch die neusten Anträge aus Alain Bersets Departement des Innern sorgen in der Bundesverwaltung für Stirnrunzeln. Für die Bundesratssitzung vom Freitag letzter Woche hatte er eine Verlängerung der «ersten Tranche» um weitere vier Monate sowie einen Nachtragskredit von 105 Millionen für Ausfallentschädigungen beantragt. Diese Anträge hat Berset allerdings zurückgezogen. Anlässlich der Sitzung von diesem Mittwoch blieb es bei der Verlängerung der Covid-Überbrückung. Zusätzlich wollte Berset 90 Millionen Franken von Darlehen in à-fonds-perdu-Beiträge umwandeln. Die Kulturschaffenden verspüren offensichtlich wenig Lust zu Darlehen, die sie zurückzahlen müssten. Schliesslich stellte Berset in Aussicht, dass er bis zum 10. Juni eine weitere Tranche an Finanzmitteln für die Kultur einfordern wird.

Alain Berset sorgt also finanziell optimal für seine Kulturschaffenden, denen er durch seine gesundheitspolitischen Massnahmen viele Verdienstmöglichkeiten entzogen hat. Dass die Berufskulturträger im Bundesrat einen energischen Fürsprecher haben, der für ihre Interessen fast beliebig tief in die Bundeskasse greift, werden sie ihm nicht vergessen.

Doch die Kulturschaffenden wissen sich durchaus auch selber zu wehren. Weil die SVP von der ersten Tranche, der 280 Kulturmillionen, 45 einsparen wollte – mit dem Argument, sie könnten sich teilweise als Selbständige auch an den übrigen Covid-19-Finanzierungsprogrammen beteiligen –, reagierten Ursus & Nadeschkin mit rabiatem Kulturboykott: «Theaterverbot für die SVP», forderten sie. Und weiter: «Wenn die SVP die Kultur-Nothilfe kürzen will, dann lassen wir Kulturschaffenden sie künftig einfach vor den Theatern stehen, bespielen sie nicht mehr an ihren Events und falls sie doch mal unter Kulturentzug leiden, dürfen sie gerne sehr viel mehr fürs Ticket bezahlen.» Kultur und Unkultur standen sich schon immer bedrohlich nahe. ○

Gesellschaft

Zärtlich spricht sie zu den Objekten

Im Home-Office ist man der eigenen Unordnung ausgesetzt. Die Japanerin Marie Kondo ist die erfolgreichste Aufräumerin der Welt – neuerdings mit einer eigenen Netflix-Serie.

Sie ist klein wie eine Maus, trägt helle, fast durchsichtige Farben, und sie liebt die Unordnung: «I love mess!» Marie Kondo räumt auf, für die ganze Welt, und das seit Jahren. Und wohl nie war sie so beliebt wie in Zeiten des Shutdowns, als den Menschen die eigene Unordnung heimsuchte wie ein vielköpfiges Ungeheuer.

«Meine Mission ist, durch Aufräumen Freude in die Welt zu bringen», sagt die zarte Japanerin. Marie Kondo, 1984 in Tokio geboren, ist verheiratet, hat zwei Töchter und ist Aufräumerin. Genauer: Sie ist die berühmteste Aufräumerin der Welt, erscheint in TV-Shows, in Podcasts, in ihrem eigenen Blog als gute Fee, die anderen beim Ausmisten ihrer zu voll gestopften Häuser, Garagen, Schubladen hilft. Das Time-Magazine zählt sie zu den hundert einflussreichsten Menschen der Welt, die Netflix-Dokumentation «Tidying Up with Marie Kondo», die im Januar 2019 anlief, ist die meistgesehene nichtfiktionale Serie des Senders.

Kondo begann mit dem Aufräumen in Tokio, seit ein paar Jahren lebt sie in Kalifornien. Auf ihren Gängen durch Häuser und Wohnungen wird sie von einer freundlich, aber ernst dreinblickenden Assistentin in Jackett und mit Notizbuch unterm Arm begleitet. Kondos Leben wirkt unaufgeregt, es gibt keine Skandale, nur hier und da Anzeichen von Wahn und zwanghaftem Verhalten, das man vielleicht braucht, wenn man unermüdlich die Welt entrümpelt.

Wohliger Schauer

Ihr Leben: eine Berufung. Schon als Schülerin sei sie anders gewesen, habe aufräumen wollen, anstatt auf dem Pausenhof zu spielen, erinnert sich Kondo. Sie sei alleine im Klassenzimmer geblieben und habe manisch die Bücherregale sortiert. Am meisten Freude habe ihr das Wegwerfen ausgedienter Dinge bereitet, sogar so sehr, dass sie darüber einen hysterischen Nervenzusammenbruch hatte. Dann kam die Vision, eine helle Stimme habe zu ihr gesprochen: Man müsse nicht nur wegwerfen, es gelte doch, aufzuräumen! Ab da war für



Ihr Leben, eine Berufung: gute Fee Kondo.

Kondo klar: Sie würde Aufräumerin werden. Ihre Abschlussarbeit an der Universität schrieb sie zum Thema «Aufräumen und Geschlecht».

Zusammen mit ihrem Mann gründete sie 2015 in Hollywood KonMari Media, benannt nach ihrer Aufräummethode «KonMari», gleichzeitig der Brand-Name ihrer Website sowie Kondos Spitzname – doch berühmt wurde sie bereits 2011 in Japan, als sie dort den Bestseller «The Life-Changing Magic of Tidying» veröffentlichte. Mit der Netflix-Serie wurde Kondo endgültig zum Star, emporgehoben in die Riege der Online-Hausgöttinnen und -Lifestyleistinnen wie Gwyneth Paltrow oder Oprah Winfrey. Inzwischen hat sie eine Shopping-Website inklusive Lifestyle-Blog und verwaltet ein Netzwerk von Aufräumerinnen in knapp vierzig Ländern.

Kondo hilft weinenden Menschen beim respektvollen Aufräumen der Hinterlassenschaften Verstorbener, räumt den Wust von Teenagern weg, von überforderten Familien, von Workaholics, die fast nie zu Hause sind, oder einfach nur von Sammlern, Chaoten, Unordentlichen. Sie, so weit die Methode, organisiert nach Kategorie und nicht nach Ort: Kleider, Bücher, Teller. Zu den grössten, am schwersten zu bewältigenden Orten gehören die Küche, das Badezimmer, die Garage. Zu den Objekten, die sie aufräumt, spricht sie freundlich, fast zärtlich, wie mit bockigen Tieren.

«Sie werden nur Gegenstände behalten, die bei Ihnen Freude auslösen», sagt Kondo. Und wenn das passiere, wenn beim Berühren des Teils im Inneren ein freudiges «tsching» zu spüren sei – hier zieht Kondo wohligh schauernd die Schultern hoch und lacht –, dann müsse man das Teil behalten und einräumen. Alles andere wird entsorgt. Peter Keller



«Wie muss Adam das Gefühl ausgekostet haben, Dinge zu sagen, die vor ihm noch keiner gesagt hat.»



Verordnete Selbstverwirklichung: Francesca und Harry in «Too Hot to Handle».

29 Tage ohne Sex

Bisher ging es in Dating-Reality-Shows stets darum, wer am meisten Sex hatte oder am schnellsten. Netflix macht jetzt das Gegenteil. Von Michael Bahnerth

Es gibt diesen Satz von Charles Bukowski, der die Problematik des Geschlechtsverkehrs auf den Punkt bringt: «You don't fuck the brain, but it's the brain that fucks.» Das heisst nichts anderes, als dass Sexualität und die mit ihr verbundenen Emotionen wie etwa Geilheit im Hirn erzeugt werden, und zwar durch den genitalen sensorischen Cortex, der sich diesbezüglich mit dem limbischen System, diesem gleichzeitig Bedürfnis weckenden und sättigenden Ding, vereinigt und dabei eine Menge Hormone verspritzt.

Sex, guter Sex, erfüllt gleich zwei wesentliche Forderungen des Seins; er befriedigt das Drängen der Fortpflanzung, diesen unermüdbaren Motor allen Lebens, und er verschafft jenen, die sich der Fortpflanzung hingeben, eines der höchsten der Gefühle, einen Orgasmus, diese neurologische Explosion. Die Suche nach Sex ist ein jagdhafter Trieb der Evolution, seine Erfüllung ein Segen. Leider ist Sex nicht unbedingt der Erfüllungshelfer der Liebe, sondern nur des Verliebtseins, und oft scheint es, dass sich der Mensch, der verheiratete zumal, entscheiden muss: die Wildheit des Sex oder die Wärme der Liebe.

Enthaltbarkeit gewinnt

Es gibt in der Zwischenzeit etliche TV-Formate, deren Motor der Sexus ist, die ein paar junge Menschen auf eine Insel schicken, wo sie dann rumlaufen wie rüddige Hunde und sich weniger distinguieren als eine Horde Affen. Das Ziel ist immer dasselbe: körperliche

Vereinigung. Seit ein paar Wochen ist die Antithese dieser Formate bei Netflix im Programm, es heisst «Too Hot to Handle», auf Deutsch «Finger weg!». Gewinner der Show ist nicht, wer am meisten gebumst hat, sondern wer es nicht getan hat, dafür aber so was wie Liebe in sich finden konnte.

Es fängt an, indem fünf Frauen und fünf Männer für dreissig Tage an einen perfekten mexikanischen Karibikstrand in eine ebenfalls perfekte Villa gesandt werden. Die Teilnehmer denken 24 Stunden lang, es handle sich um eine dieser «Wer vögelt zuerst und mit

Und die Frauen, natürlich *hot, hot, hot*, alles losgelassene Raubtiere, da Flittchen, dort *femme fatale*.

den meisten»-Shows, also sich paaren, ohne sich kennenzulernen. Die Sexhungrigen sind zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt und denken, sie werden die beste Zeit ihres Lebens haben – Champagner, Gemächte, Vulven, Ärsche und keine Verantwortung, und das alles im Paradies.

Schwer zu sagen, wie sie bisher ihre Leben verbracht haben, ausser ihre Körper zur stereotypen Perfektion zu tunen und Instagram-Accounts zu eröffnen. Die Frage nach dem Sinn des Lebens stellt sich ihnen nicht, weil die Antwort klar ist: Sex und Followers.

Die erste Episode der achttteiligen Staffel ist derber, als es Sex je sein kann. Es ist die Reduk-

tion des Menschen auf ein geil gewordenes Stück Fleisch, sind nasse Höschen und harte Schwänze und das ununterbrochene Anpreisen der Vorzüge der diversen eigenen Geschlechtsmerkmale. Diesbezügliche Klimax ist die Bemerkung des an sich sympathischen australischen Teilnehmers Harry, der meint, sein Glied sei optimal, nicht zu gross, nicht zu klein, passe überall rein, und jene des US-Amerikaners Kelz, der davon ausgeht, dass sein Penis so gross sei wie eine Dose Haarspray und er deshalb das Ding hier gewinnen werden, die 100 000 Dollar, die dem Sieger winken.

Und die Frauen, natürlich *hot, hot, hot*, alles losgelassene Raubtiere, gut gemischt, da der *body*, da ein klein wenig *brain*, dort gar keines, da Flittchen, dort *femme fatale*. Bester Satz, er stammt von Haley aus Florida, einer veritablen *bitch*: «Wenn ich gewinne, zahle ich meine Kreditkarten-Schulden und lasse mir die Nase machen.»

Und dann ist da Lana. Lana ist nur Stimme und Vernunft und spricht zu den menschlichen Spielzeugen über einen Smartspeaker und gibt ihnen die Regeln vor. Lana hat einen Plan; sie will aus den Beziehungsphobikern Menschen machen, die zu dauerhaften, tiefen Gefühlen fähig sind, zur Liebe. Das heisst: für 29 Tage kein Sex, kein Masturbieren, keine Küsse. Das Ausleben der Libido wird bestraft, indem das Preisgeld reduziert wird. Ein Kuss kostet 3000 Dollar, Beischlaf 20 000.

Drei Küsse und ein Beischlaf

Der «sex ban» ist für die Sexdeterminierten natürlich wie ein Coitus interruptus. Sie reagieren, als ob man ihnen ihren dünnen Sinnsteppich unter den Füßen weggezogen hätte. Das Verwickelte dabei ist natürlich, dass noch geiler als Sex kein Sex macht.

So kämpfen sie sich die weiteren Folgen durch die aufoktroierten platonischen Sphären ihrer Existenzen, und nach zwei Wochen liegt das Preisgeld noch bei 71 000 Dollar. Es gab drei Küsse und einen Beischlaf. Ansonsten gab es anstelle von Sex eine Menge spiritueller Workouts, die sozusagen aus Sexualhormonen so was wie eine Seele entstehen lassen sollen. Dieses amerikanische Zeug eben – *being a better person*, sich selber verstehen, sich selber lieben, beziehungsfähig sein und so weiter. Als ob die Fähigkeit zu einer tiefen, langanhaltenden Verbindung zu ein und demselben Menschen ein Erlösungsprozess wäre. Das macht das an sich revolutionäre Format doch reaktionär.

Am Ende sind jene, die übriggeblieben und von Lana wegen essenzieller Unfähigkeit zur verordneten Selbstverwirklichung nicht nach Hause geschickt worden sind, alle Gewinner, die sich 75 000 Dollar teilen dürfen. Eine Liebe, das nur nebenbei, eine durchaus schöne, ist dann doch erblüht in diesem Bootcamp der Enthaltbarkeit. ○

Alles oder nichts

Brasiliens Präsident Jair Bolsonaro geht mit seiner Corona-Rhetorik ein hohes politisches Risiko ein. Er setzt kompromisslos auf die Gunst der Unterschicht. Für diese ist der Shutdown tödlicher als das Virus. Von Alex Baur

Der spektakuläre Abgang von Justizminister Sérgio Moro stürzte Ende April selbst die treuesten Anhänger des brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro in Zweifel. Unter seinen Gegnern, die ihn seit zwei Jahren als angeblichen Ultra-Rechtsextremisten, Schwulenhasser oder Öko-Kriminellen beschimpfen und verwünschen, machte sich Euphorie breit. «Bolsonaro wankt», titelte der Kommentator des *Tages-Anzeigers* im Chor mit anderen Blättern und prophezeite, dass der verhasste Präsident bald keine Verbündete mehr habe. Von einem Impeachment war die Rede.

Moros Ausscheiden war zweifellos ein herber Rückschlag. Der ehemalige Richter, der den korrupten Ex-Präsidenten Lula hinter Schloss und Riegel gebracht und mit «Lava Jato» die grösste Schmiergeldermittlung der Geschichte mit Auslegern in ganz Lateinamerika geführt hatte, gilt in Brasilien als Monument der Integrität. Sogar für die meisten Bolsonaro-Hasser war Moro bislang tabu. Und ausgerechnet dieser Mann richtete nun schwere Vorwürfe gegen seinen Verbündeten: Der Präsident habe versucht, Ermittlungen der Bundespolizei gegen seine Söhne zu hintertreiben.

Gürtel enger schnallen, heisst Hunger

Bolsonaro traf der Angriff aus den eigenen Reihen im dümmsten Moment. Schon der tumultuöse Rücktritt des Gesundheitsministers Luiz Henrique Mandetta, welcher sich offen gegen die Corona-Politik des Präsidenten gestellt hatte, zeugte von einem Zerwürfnis innerhalb der Regierung. In den Augen von Bolsonaro, der als einziger Präsident in ganz Lateinamerika einen Shutdown kategorisch ablehnt, ist Covid-19 bekanntlich nicht mehr als eine «gripinha». Er sagte zwar auch, dass man die Gefährdeten unbedingt besser schützen müsse, dass dies aber nicht auf Kosten der von Armut bedrohten Bevölkerung gehen dürfe. In der allgemei-

nen Entrüstung, die das Wort «Grippchen» auslöste, ging diese Botschaft in den Medien natürlich unter.

Doch in den unteren Volksschichten dürfte sie angekommen sein. Wie in ganz Lateinamerika bedeutet auch in Brasilien der Shutdown, dass ein grosser Teil der Bevölkerung schlicht und einfach nicht mehr genug zu essen hat. Den Gürtel enger schnallen bedeutet für diese Menschen Hunger. Sie haben kaum Reserven, und der Staat ist in all diesen Ländern viel zu schwach, als dass er den Bedürftigen über einen



Es ist nur eine «gripinha»: Präsident Bolsonaro.

längeren Zeitraum effizient helfen könnte. Eine Rezession bedeutet erst einmal weniger Mittel für Grundbedürfnisse wie Nahrung, Gesundheit und Bildung.

Anfang Woche zählte Brasilien offiziell rund 11 000 Corona-Tote. Das sind, gemessen an einer Bevölkerung von 210 Millionen Menschen, fast viermal weniger als in der Schweiz. Und es sind immer noch viel weniger, als in Brasilien jährlich ermordet werden oder durch Krankheiten wie Denguefieber, Malaria oder eben die saisonale Grippe sterben. Auf der anderen Seite ist der Anteil an gefährdeten alten Menschen bei einer relativ jungen Bevölkerung kleiner. Und last, but not least ist es gerade in den Armenvierteln schlicht unmöglich, das *Social Distancing* durchzusetzen. Eine Ausgangssperre dürfte die Gefahrenlage eher verschlimmern.

Neu an Corona ist vor allem, dass diese Plage auch von den oberen Schichten als Bedrohung

wahrgenommen wird. Für die Seuchen gewohnten unteren Schichten beinhaltet der Shutdown eine grössere existenzielle Gefahr. Bolsonaro hat – im Gegensatz zu allen anderen Regierungen in Südamerika – für die Minderprivilegierten Partei ergriffen. Daraus diktatorische oder faschistoide Ambitionen abzuleiten, ist nachgerade zynisch. Das Gegenteil wäre richtig.

Die brasilianische Regierung hat vielmehr als einzige darauf verzichtet, die Verfassung mit Verweis auf Covid-19 ausser Kraft zu setzen.

Auch die Institutionen wurden von Bolsonaro stets respektiert. Er überlässt es den Bundesstaaten und Kommunen, allfällige Notmassnahmen in Kraft zu setzen. Damit delegiert er auch einen Teil der Verantwortung an die lokalen Exekutiven. Und diese reichen die schwierige Abwägung zwischen Seuche und Hunger in der Regel an die Gerichte weiter. Ob Bolsonaros Strategie richtig oder falsch ist, wird die Geschichte dereinst beurteilen. Auf jeden Fall zeugt sie von Mut. Einmal mehr hat sich Bolsonaro mit dem Establishment angelegt.

Kratzer am Saubermann-Image

Die Bolsonaro-Hasser dürften sich trotzdem zu früh gefreut haben. Es stimmt zwar, dass die Regierung im Parlament kaum noch Verbündete hat. Doch auf diese war ohnehin nie Verlass. Sérgio Moro hat seine Vorwürfe gegen Bolsonaro inzwischen bis zur Unkenntlichkeit relativiert. Umso heftiger wird darüber spekuliert, warum sich die beiden tatsächlich überworfen haben. Gut möglich, dass Bolsonaros Corona-Strategie Moro, dem präsidentiale Ambitionen nachgesagt werden, schlicht zu riskant war. Sein Abgang hinterliess einige Kratzer an seinem Saubermann-Image. In den Augen vieler Brasilianer, die ihn nun als «Judas» beschimpfen, machte er sich feige aus dem Staub.

Seit der Lancierung seiner Kandidatur wurde Bolsonaro schon so oft totgesagt, dass die düsteren Prophezeiungen seiner Gegner von vielen Brasilianern kaum noch ernst genommen werden und damit auf den Absender zurückfallen. Was ihn nicht umbrachte, hat Bolsonaro bislang nur stärker gemacht. Und solange ihm dieser Ruf anhaftet, wird er in der zersplitterten brasilianischen Parteienlandschaft situativ auch immer wieder Verbündete finden. ○



«Enttäuscht vom Affen, schuf Gott den Menschen. Danach verzichtete er auf weitere Experimente.»

Virenbändiger aus Vorarlberg

Als Bub sprengte er Briefkästen in die Luft. Heute zählt Norbert Bischofberger zur Weltspitze der Arzneimittelforscher. Mit Tamiflu schaffte er den Durchbruch. Jetzt legt er das erste Medikament gegen Covid-19 vor – und bringt damit Präsident Trump ins Schwärmen. *Von Urs Gehriger*

Wochenlang waren *good news* aus dem Oval Office knappes Gut. Doch nun erhellte sich das Gesicht von Dr. Anthony Fauci, der Galionsfigur im amerikanischen Kampf gegen die Corona-Pandemie. Was er der Welt an diesem Aprilmittwoch zu verkünden hatte, war nichts Geringeres als ein Durchbruch in der fieberhaften Suche nach einem Heilmittel gegen Covid-19. Nun sei erwiesen, «dass ein Medikament dieses Virus blockieren kann».

Remdesivir heisst das Mittel, das die Genesungszeit von Corona-Patienten signifikant verkürzt. «Das wird die Standardbehandlung», so Dr. Fauci, und er vergleicht dessen Erfolg mit dem entscheidenden Moment, als man zum ersten Mal HIV-Medikamente fand. «Sehr vielversprechend», «sehr aufregend», sekundierte US-Präsident Trump die frohe Botschaft.

Heimatsdorf Mellau

«Ich war natürlich sehr erfreut über das Lob von höchster Warte», sagt Norbert Bischofberger, der Mann hinter dem Erfolg. Sein Name bricht Amerikanern ähnlich die Zunge wie jener von Arnold Schwarzenegger. Wie der Terminator stammt auch der Virenbändiger aus Österreich. Aus Vorarlberg zog er nach Kalifornien, ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, nachdem er als Knirps sein Heimatdorf Mellau, zehn Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, beinahe in die Luft gesprengt hatte – doch davon später.

«Ich habe nie daran gezweifelt, dass Remdesivir wirken wird», erklärt er am Telefon aus Foster City, südlich von San Francisco. «Die Frage war bloss, zu welchem Zeitpunkt im Krankheitsverlauf Remdesivir eingesetzt werden sollte.» Die Teststudie sei an Patienten durchgeführt worden, die bereits hospitalisiert waren und deren Symptome sich verschlimmerten. «Ich habe das Gefühl, Remdesivir wirkt noch besser, wenn es früher angewendet wird.»

Remdesivir, das ursprünglich gegen Ebola entwickelt wurde, dringt in Coronaviren ein, verhindert ihre Vermehrung und verkürzt die Genesungszeit von Covid-19-Patienten von fünfzehn auf elf Tage. Vier Tage Reduktion, das bedeutet im Kampf gegen das Coronavirus einen bahnbrechenden Unterschied.

Bischofberger erklärt: «Jeder gewonnene Tag ist extrem wichtig, denn man darf nicht vergessen, dass der Lockdown überall in der Welt nur deshalb eingeführt wurde, weil wir das Gesundheitssystem nicht überlasten woll-

ten.» Die Anzahl Betten auf der Intensivstation ist der Flaschenhals bei der Behandlung. Italien hat der Welt vor Augen geführt, was geschieht, wenn die Betten ausgehen. Ärzte mussten vor den Spitalern über Leben und Tod entscheiden.

Der Einsatz von Remdesivir bedeute, «dass über ein Viertel mehr Betten zur Verfügung stehen werden und andere Covid-19-Patienten diese Kapazität nutzen können», so Bischofberger. Der Erfolg sei auch psychologischer Natur. «Schliesslich haben wir jetzt etwas, das wirklich funktioniert.» Ob dies bei den anderen Corona-Medikamenten – Chloroquin, Hydroxychloroquin oder Lopinavir/Ritonavir – auch der Fall sein wird, sei «reine Spekulation». Er persönlich glaube nicht an deren Erfolg.

Akt medizinischer Piraterie

Allerdings mischen sich in die Aufbruchstimmung auch Misstöne. Das Fachmagazin *The Lancet* veröffentlichte Ende April eine Studie aus China, die die Wirksamkeit von Remdesivir in Abrede stellt. In der chinesischen Teststudie habe Remdesivir weder die Bedingungen von Coronavirus-Patienten verbessert, noch habe sich die Präsenz des Virus in ihrem Blutkreislauf verringert.

Bischofberger weist die Kritik rundweg zurück. Die chinesische Testreihe habe lediglich 237 Patienten umfasst. Seine von den amerikanischen National Institutes of Health durchgeführte Testserie hingegen mehr als tausend. Die chinesische Studie sei vorzeitig abgebro-

Vier Tage Reduktion der Genesungszeit bedeutet einen bahnbrechenden Unterschied.

chen worden. «Hätten die Chinesen mehr Patienten rekrutiert, hätten sie statistische Signifikanz erreicht.»

Allzu ernst dürften es die Chinesen mit ihrer Kritik ohnehin nicht meinen. Denn bereits im Februar tat das Pharmaunternehmen Bright Gene aus Suzhou, was die chinesische Industrie seit Jahr und Tag meisterhaft versteht: Es kodierte Remdesivir glattweg, liess den Wirkstoff in Massenproduktion herstellen und begann damit, ihn in fertige Dosierungen umzuwandeln. Ein Akt medizinischer Piraterie, den Bischofberger so kommentiert: «Was das geistige Eigentum betrifft, ist China in vielerlei Hinsicht der Wilde Westen. Es kopiert einfach.

In den USA würde das niemand wagen, weil man damit vor Gericht landet und massive Schadenersatzzahlungen riskiert.»

Während in China ganze Wirtschaftszweige auf billigen Kopien aufbauen, zählt Bischofberger zur Elite der Düsentriebe, die mit ihren Forschungskünsten die Wissenschaft zu immer neuen Grenzen treibt. «Seit ich denken kann, wollte ich Chemiker werden», sagt er. Bereits im zarten Alter von acht Jahren begann er in seinem Kinderzimmer mit Schwarzpulver zu experimentieren. Von Neugier getrieben, frequentierte er den Drogisten in der Nachbargemeinde und bestellte allerlei Chemikalien. «Der Ladenbesitzer hatte keine Ahnung, was ich vorhatte», erzählt Bischofberger. «Und ich glaube auch nicht, dass er wusste, was er mir verkaufte.»

So bestellte der ahnungslose Drogist dem kleinen Norbert metallisches Kalium – «Wenn man das ins Wasser wirft, explodiert es» – oder weissen Phosphor, der im Zweiten Weltkrieg in Brandbomben verwendet wurde und nach Entzündung nur mit Sand gelöscht werden kann. Die Eltern und seine fünf Geschwister hatten von Norberts Geheimlabor keinen blassen Schimmer – bis im Dorf eines Tages ein mit Schwarzpulver präparierter Briefkasten in die Luft flog.

Wie weiland die Goldgräber

Bischofbergers Weg schien vorgezeichnet. Er bezog eine Bude an der Zürcher Scheuchzerstrasse mit Dusche auf dem Flur, einen Steinwurf von der ETH entfernt, wo er bis tief in die Nacht in den Labors tätig war. Mit einem Doktorat in Biochemie und knapp tausend Dollar im Sack wanderte er 27-jährig ins Silicon Valley aus. An Amerikas Westküste versuchte er sein Glück wie weiland die Goldgräber.

Im Unterschied zu den schürfenden Glücksrittern hat Bischofberger tatsächlich gefunden, wovon er träumte: Frau, Familie – und nach einem Nachdiplomstudium in Harvard und ein paar Jahren beim Biotech-Riesen Genentech schliesslich auch das Laboratorium, das ihn zum Star unter den Arzneimittelforschern katapultieren sollte.

Als Forschungsleiter eines kleinen Teams bei Gilead Sciences landete er 1994 mit dem Grippemedikament Tamiflu den grossen Coup. In Kooperation mit dem Pharmakonzern Roche war das Medikament zur Therapie und Prävention der Virusgrippe (Influenza-A- oder -B-Viren) in Rekordzeit auf dem Markt.



«Bill Gates ist sein Pöstler»: Forscher Bischofberger.

Die Angst vor einer Pandemie machte Tamiflu zum Blockbuster. Es sollte nicht der letzte sein. Während Bischofbergers 28 Jahren als Kernmitglied im Managementteam wuchs Gilead von weniger als fünfzig Mitarbeitern ohne Einnahmen auf 10 000 Mitarbeiter mit einem Umsatz von 25 Milliarden US-Dollar an und zählt heute zu den weltweit erfolgreichsten Medikamentenfirmen.

Atripla, Truvada, Viread, Harvoni – bis dato hat Bischofberger die Rekordzahl von 28 hochwirksamen, meist antiviralen Medikamenten entwickelt und auf den Markt gebracht. «Wichtiger als Zahlen und Namen ist, was die Medikamente effektiv bewirken.» Bischofberger erinnert daran, dass Anfang der 1990er Jahre allein in den USA 60 000 Menschen pro Jahr an HIV/Aids gestorben sind. «Heute stirbt

niemand mehr an HIV, wenn er unser Medikament einnimmt.» Rund zwanzig Millionen HIV-kranke Menschen überleben heute dank Bischofbergers Erfindung, die meisten davon in den Entwicklungsländern.

Oder Hepatitis C – lange der wichtigste Grund für Lebertransplantationen in den USA und Europa. 2017 litten 71 Millionen Menschen an dem stillen Killer. Bischofberger und sein Forschungsteam fanden einen Wirkstoff gegen das Virus, das die Leber langsam zerstört. «Nach zwölf Wochen haben Sie eine Chance von 98 Prozent, geheilt zu werden.»

«Ich hoffe, ich sterbe bei der Arbeit»

Viele von Bischofbergers Medikamenten werden von der Bill & Melinda Gates Foundation in aller Welt vertrieben. «Bischofberger ist das Genie», sagt ein enger Bekannter, «Gates ist sein Pöstler.» Während Virologen und Epi-

Solange Krankheiten die Menschheit plagen, gibt es für Bischofberger kein Ruhen.

demologen von den Medien heute wie Gurus hofiert werden und Philanthrop Bill Gates als globaler Superstar gefeiert wird, ist der Name des Masterminds hinter den Wundermitteln in der breiten Bevölkerung kaum bekannt. Ruhm und Reichtum, «das ist überhaupt nicht wichtig», beteuert der Vorarlberger. Er arbeite lieber allein im Stillen. «Wichtig ist, was wir für die Patienten tun.» Sein schönster Dank seien Briefe von Geheilten.

Vor zwei Jahren verliess Bischofberger Gilead, um noch einmal neu anzufangen. Mit der Firma Kronos Bio widmet er sich heute der Hämatologie und Onkologie, um herauszufinden, was einen Tumor antreibt. «Warum tun Sie das?», habe man ihn gefragt. «Wollen Sie sich nicht zur Ruhe setzen?»

Bischofberger versteht die Fragen nicht. Es stimme ihn traurig, wenn Menschen ein ganzes Leben lang arbeiten, bis sie endlich in Rente gehen und tun können, was sie wollen. Bei Gilead habe er keinen einzigen Tag Ferien eingezogen. «Ich hoffe, ich sterbe bei der Arbeit», sagt er. «Das ist mein Ziel.»

Solange Krankheiten die Menschheit plagen, gibt es für Bischofberger kein Ruhen. «Wir werden eine weitere Grippepandemie haben. Das steht absolut ausser Frage», sagt er zum Schluss des Gesprächs. «Jedes Jahr verändert sich das Influenzavirus, und es wird eine Zeit kommen, in der die Grippe hochgradig übertragbar und hochpathogen ist.»

Das ausführliche Interview mit Norbert Bischofberger über sein neues Corona-Medikament, die Lehrjahre in Zürich, Chinas Piratenkopien, die Rolle der WHO, seine Beziehung zu Donald Rumsfeld und Verschwörungstheorien auf www.weltwoche.ch/International

Corona-Schauspiel in drei Akten

Das Schweizer Parlament führt eine ausserordentliche Session durch. Die Sitzung zeigt: Für die Untertanen gelten andere Regeln als für die *Classe politique*.

Von Peter Keller

Für drei Tage kommt das Schweizer Parlament in den gesichtslosen Messehallen von Bernexpo zusammen. Im ehrwürdigen Bundeshaus hätten die Zwei-Meter-Abstände nicht eingehalten werden können. Die graumetalenen Tagungsräume mit dem Charme eines überdimensionierten Operationssaales passen zum bundesrätlichen Pandemie-Regime.

Erster Akt

Erste Szene

Nationalratspräsidentin Isabelle Moret erläutert die Regeln des Parlamentsbetriebs. Wer reden möchte, muss am linken Rand des Podiums warten, «bis ich ihn aufrufe». Nach dem Votum hätten die Parlamentarier die Bühne «unverzüglich» zu verlassen. Es kommt erstmals Primarschulstimmung auf: Der Sekretär des Nationalrates wird abkommandiert, die Ausführungen der Präsidentin schauspielerisch umzusetzen. Er eilt vorbildlich schnell vom Podium, während Isabelle Moret ihre Kolleginnen und Kollegen mahnt, die Regeln zu respektieren, «die ich Ihnen gerade erklärt habe».

Zweite Szene

Auftritt Simonetta Sommarugas, gekleidet in abgestuften Blautönen, selbst der Lid-schatten unterstreicht die ausserordentliche Lage in dezentem Aquamarin. Sommaruga verliest die Erklärung des Bundesrates und setzt die Flughöhe: «Wir erleben eine Krise, wie es sie in der Geschichte der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gegeben hat.» Die Bundespräsidentin endet ihre Ansprache mit einem Dank an alle, die in dieser Krise «unser Land stützen», sei es daheim oder am Arbeitsplatz. Ein Satz, der nach Applaus fleht. Keine Hand rührt sich. Sommarugas Lächeln schrumpft zusammen.

Zweiter Akt

Erste Szene

Auf dem Podium sind drei Rednerpulte installiert, die abwechselnd benutzt werden. Links und rechts sind Putzkräfte postiert, die nach jedem Votum nach vorne eilen und die Pulte komplett reinigen. Über das Mikrophon ist ein Plastikhäubchen gestülpt, das jeweils ausgewechselt wird. Zurück an



Hygienestandard für alle.

seinem Platz, zieht das Putzpersonal seine blauen Hygiene-Handschuhe aus und entsorgt sie im Abfall. Dann müssen sie sich ihre Hände desinfizieren und ein neues Paar anziehen, Hautausschläge sind zu erkennen.

Zweite Szene

In meinem Votum frage ich in den Saal, welche Botschaft wir mit diesem Hygienestandard an die Menschen draussen richten. Dass wir uns an jeder Türfalle im Land und an jeder Armlehne im Zug anstecken können? Wenn dieser Bernexpo-Massstab für alle gelten würde, müsste jedes Tram nach jeder Station komplett gereinigt werden. Die drei Millionen Franken teure ausserordentliche Session wird zu einem Corona-Schauspiel für die Öffentlichkeit.

Dritte Szene

«Lassen Sie die Demokratie wieder richtig aufleben», ruft Simonetta Sommaruga den National- und Ständeräten in ihrer Eröffnungs-

rede zu. Damit wird das Corona-Schauspiel mit Elementen des absurden Theaters angereichert. Das Parlament kann die Kredite in der Höhe von rund 58 Milliarden Franken, die der Bundesrat per Notrecht gesprochen hat, eh nur noch abnicken. Insbesondere Simonetta Sommaruga und ihr Parteikollege Alain Berset machen keine Anstalten, die ausserordentliche Lage und damit das Pandemie-Regime des Bundesrates zu beenden. Die ausserordentliche Session simuliert Demokratie.

Dritter Akt

Erste Szene

Bereits am Montag stellen Parlamentarier beunruhigt fest, dass die Cafeteria-Stationen von Bernexpo keinen Alkohol auschenken. Am nächsten Tag wird das Sortiment wundersam um Bier und Wein ergänzt. Die Corona-Ordnung zerfällt zusehends. Man parliert untereinander, die Abstandsmarkierungen werden zur Dekoration, am Dienstagabend steigt im Expo-Restaurant eine «Corona-Party» (S. 25) mit über fünfzig Teilnehmern. Am späten Mittwochnachmittag verkürzen wir die sitzungsfreie Zeit mit einem Jass – und nein, die Karten werden nicht nach jedem Spiel desinfiziert.

Zweite Szene

Ein Vorgesetzter weist zwei Reinigungskräfte zurecht, weil sie den Abstand von zwei Metern nicht einhalten.

Vorhang.

Nachtrag: Seit dem 11. Mai dürfen Restaurants wieder öffnen. Die Bundesämter haben ein 7-seitiges «Schutzkonzept» erlassen. Die Betriebe sollen die Gäste auf die Massnahmen hinweisen und bei «Nichteinhaltung» vom Hausrecht Gebrauch machen. Würden für die *Classe politique* die gleichen Regeln gelten wie für den Rest der Bevölkerung, hätten wir Parlamentarier spätestens ab dem zweiten Sessionstag Hausverbot in den Bernexpo-Hallen erhalten sollen.

Der Autor ist Nidwaldner Nationalrat (SVP).

Offener Brief an die Verwaltungsräte AG für die Neue Zürcher Zeitung und RMH Regionalmedien AG

Zug, 8. Mai 2020

Sehr geehrter Herr Jornod
Sehr geehrter Herr Graf
Sehr geehrte Damen und Herren

Wie seit bald zwei Jahrzehnten fast schon üblich, will der Verwaltungsrat der RMH Regionalmedien AG (bis 2018 LZ Medien Holding AG) deutlich mehr als die im vergangenen Jahr erarbeiteten Mittel als Dividenden ausschütten, zu 97 Prozent an die Hauptaktionärin NZZ.

Die der Generalversammlung der Aktionärinnen und Aktionäre vom 14. Mai 2020 beantragten 13.42 Millionen Franken Dividende entsprechen bei einem ausgewiesenen Gewinn unserer Gesellschaft von 1.88 Millionen Franken, der RMH Regionalmedien AG, einer Ausschüttungsquote von sage und schreibe 714 Prozent.* Dieser «Transfer nach Zürich» – entspricht gleichzeitig mehr als dem 1.6-fachen der von der AG für die Neue Zürcher Zeitung Ende April 2020 ausgeschütteten Dividende von total 8 Millionen Franken.

Bereits an der GV 2019 der RMH hat der Unterzeichnete gefordert, auf die Ausrichtung einer Sonderdividende zu verzichten – und die entsprechenden Millionen allenfalls der NZZ oder der CH Media als Darlehen zur Verfügung zu stellen, je nachdem, welches Haus damit das bessere publizistische Projekt zu finanzieren verspreche; schon eine Abstimmung über den Antrag wurde grossmehrheitlich abgelehnt.

In den letzten fünfzehn Jahren haben die jahrelang gut rentierenden NZZ-Töchter in der Ost- und Zentralschweiz von der Konzernzentrale auferlegte Dividenden-Transfers in dreistelliger Millionenhöhe leisten müssen.

Natürlich, sie hatten (und haben) Reserven. Aber dazu kommt, dass die NZZ ihren Zeitungstöchtern schon vor dem Schröpfen via «Schlussrechnung» Jahr für Jahr systematisch Skalenerträge vorenthält, das heisst, überbeuerte Systemdienstleistungen und Overhead-Kosten verrechnet. Die fadenscheinige Begründung einer «Dividendenzahlung als Abbild des letztjährigen Erfolgs» geniesst 2020, bei beantragten Dividenden in mehrfacher Höhe des Jahresgewinns, keinerlei Glaubwürdigkeit.

Dabei profitier(t)en die Redaktionen der NZZ offensichtlich nicht von der jahrzehntelangen «Dividenden-Abzügle» aus der Provinz nach Zürich». Vielmehr finanzierten und finanzieren diese Transfers die gerade unter dem gegenwärtigen NZZ-Verwaltungsratspräsidenten häufig wechselnden Spitzenmanager samt ihrem akkumulierten Sammelsurium «elektronischer Ventures» – die wiederkehrenden Wertberichtigungen und Goodwill-Abschreibungen in den NZZ-Geschäftsberichten lassen grüssen!

* Der Aktionärsbericht 2019 (Übersicht Seite 2) spricht für die Jahre 2015–2019 beschönigend von folgenden Ausschüttungsquoten: 117.5% (2019), 196.6% (2018), 93.2% (2017), 124.3. (2016) und 143.2% (2015) für die «RMH-Gruppe».

Für die Aktionäre ist jedoch einzig die Vermögenslage unserer Gesellschaft, der RMH Regionalmedien AG, ausschlaggebend. Im Antrag an die Generalversammlung der RMH (Seite 13 des Aktionärsberichts) ist klipp und klar ein Jahresgewinn 2019 von nur 1.88 Millionen Franken ausgewiesen (2018: 15.398 Millionen Franken).

Mit dem Dividendenantrag an die GV 2020 (13.42 Millionen Franken) ergibt das die im Offenen Brief erwähnte Ausschüttungsquote von 714%. Der Gewinnvortrag für das Geschäftsjahr 2020 würde auf 15.307 Millionen Franken abnehmen (Stand Vorjahr: 26.846 Millionen Franken).

**Eine NZZ-Politik mit Tradition
Dividenden aus der Provinz
«abzügeln» und in der
kleinen Metropole Zürich als
Unternehmer auftrumpfen:**

**«Hans Kaufmann* spricht
das Unverständnis an, das
einige Arbeitnehmende in
Bezug auf die Dividenden-
politik geäußert haben.
Beat Lauber** betont,
dass Ringier AG
sehr viel mehr Dividende
abgeschöpft hat. So
müsse das aber auch
kommuniziert werden.»**

(aus: Verwaltungsratsprotokoll
Neue Luzerner Zeitung AG,
Sitzung vom 24. November 2005)

* Hans Kaufmann († 2012)

Unternehmer und Liberaler von altem Luzerner Schrot und Stil, langjähriger VR-Präsident der NLZ AG, früher von Keller & Co. AG (Luzerner Tagblatt) sowie Luzerner Zeitung (Fusionsprodukt von Tagblatt und Vaterland)

** Beat Lauber

damals Chef der NZZ-Regionalmediengruppe Freie Presse Holding AG, früher Kadermann u. a. beim Tages-Anzeiger-Verlag und bei Ringier (bis 1995 Besitzerin der Luzerner Neuste Nachrichten LNN)

Die CH Media, zu 50 Prozent eine Tochter unserer Gesellschaft, musste im April 2020 Kurzarbeit verfügen und steckt ertragsmässig in einer kritischen Situation. Jeder, schon gar ein wie vorliegend «unanständiger» Entzug von Mitteln ist deshalb nicht «nur» ein Affront für die Mitarbeitenden der Zeitungs-, Radio-, TV- sowie Druck- und Verlagstöchter der RMH beziehungsweise der CH Media. Er gefährdet ebenso die Unterstützung der Öffentlichkeit für eine grosszügigere Subvention der Zeitungs(früh) zustellung durch den Bund.

Regionalzeitungen, welche für seriöse Berichterstattung und eine offene Diskussionskultur in ihrem Erscheinungsgebiet sorgen, sind systemrelevant. Und spätestens seit der zweiten Hälfte 2019 ist ihr Geschäftsmodell gefährdet, seit März 2020 mit der COVID-19-Krise sogar erschüttert. Es ist deshalb nur folgerichtig, dass der Verleger der AZ-Mediengruppe, welche die andere Hälfte an CH Media hält, im Sinne kaufmännischer Vorsicht und sozialer Verantwortung – kurz der Zukunftssicherung – schon vor Wochen dafür plädierte, dass die Schweizer Medienbranche 2020 auf die Ausrichtung von Dividenden verzichten solle.

Fast schon rituelmässig haben die Vorsitzenden der LZ Medien Holding (heute RMH) jeweils am Schluss der Generalversammlungen der letzten zehn Jahre das Engagement für die regionale Berichterstattung und die Verankerung daselbst in Erinnerung gerufen sowie versprochen, diese als Verpflichtung in die Zukunft zu tragen. Jetzt ist die Zeit, diesen Worten Taten folgen zu lassen.

Auch wenn wir Publikumsaktionärinnen und Publikumsaktionäre am 14. Mai an der Maihofstrasse 74/76 nicht anwesend sein dürfen: Sie wissen, dass Ihnen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in der Zentral- und Ostschweiz gewiss ist.

Sehr geehrter Herr Jornod, sehr geehrter Herr Graf, es liegt nun (fast) an Ihnen allein, Verantwortung zu übernehmen und die fehlgeleiteten Anträge betreffend Dividendenausschüttung («reguläre» Dividende 6.71 Millionen Franken und Sonderdividende 6.71 Millionen Franken) der RMH Regionalmedien AG zurückzuziehen beziehungsweise abzulehnen.

Mit freundlichen Grüßen



Daniel Brunner, RMH-Kleinaktionär, Zug



Die Welt ist vier Drinks im Rückstand: Edward Hoppers «Nighthawks», 1942.



Rückkehr des Lebens

Von Michael Bahnerth

In der Einsamkeit steht die Zeit still. Das ist vielleicht ihre grösste Bürde. Dieses Festkleben in einer Gegenwart, die um die Vergangenheit trauert, sich vor der Zukunft fürchtet, die keine Hoffnung generiert, keine Träume auf Reisen schicken und keine Gedanken pulsen lassen kann. Einsamkeit, wirkliche Einsamkeit, ist das Wachkoma des Seins.

Keiner konnte Einsamkeit so schonungslos, so ästhetisch, so schmerzvoll auch ins Bild setzen wie der amerikanische Maler Edward Hopper. Mit Individuen, deren Blicke sind wie ein leeres Glas Whisky, in dem das letzte Stückchen Eis schmilzt, die ins Nichts blicken oder in das schon tausendmal Gesehene. Wer solche Bilder malt, denkt man, stirbt entweder mit vierzig Jahren an einer Leberzirrhose oder bringt sich mit 41 um, spätestens dann, wenn der Tod weniger einsam scheint als das Leben.

Hopper lebte sein ganzes Leben im selben Atelier, liebte dieselbe Frau, malte dieselben Motive. Das kann einsam machen, reicht nicht, um zum unangefochtenen Meister der gemalten Einsamkeit zu werden. Hopper war sehr lange sehr erfolglos, und Erfolglosigkeit macht seltsamerweise einsam, obwohl sie sich doch verbinden könnte mit all den Millionen von Erfolglosen da draussen, so lange und so oft, bis all die Erfolglosen das Gefühl haben, wenigstens darin erfolgreich gewesen zu sein.

«Nighthawks» heisst das Bild, «Nachtschwärmer», es ist sein berühmtestes, wahrscheinlich gerade, weil keines seiner anderen Werke die Leere des Menschen in der Moderne besser skizziert. 1942 malte er es. Es war – von New York aus gesehen – Krieg im Osten der Welt, und im Westen war Hollywood und tat so, als ob alles nur ein Film wäre. So wie in unseren Leben in diesen Tagen beides um uns herum ist. Da eine Schlacht gegen einen unsichtbaren Feind, dort Leben, das sich anfühlt wie ein Film mit mässiger Handlung, vor allem antiseptisch, desinfiziert und distanziert. Seltsamerweise durchbricht das bisschen Lockerung nicht, oder noch nicht, die innere Isolation, diese bleierne Einsamkeit.

Ich war in einer Bar unlängst, der Abend war schon eine Weile Nacht geworden, das künstliche Licht schien, der Drink schimmerte, ich dachte an Frank Sinatra und seinen Satz, dass die Welt vier Drinks im Rückstand ist, ich erinnerte mich an all die Bars, in denen ich alleine sass und trotzdem keine Einsamkeit aufkam, weil das Hier und Jetzt noch ein Gemisch war von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung und Träumen. Ich weiss nicht, wie lange es dauert, bis dieses Gefühl, das nie in Hoppers Bildern zu finden ist, sich wieder einstellt, wirklich, unzählbare Lebensfreude.

Wie Elfen, die den Königen auf die Nerven gehen

Claire Boucher war bekannt als «Grimes». Dann wurde sie die Freundin von Elon Musk, dem vermutlich grössten Unternehmer der Geschichte, sowie Mutter seines jüngsten Sohns. Wie das? Und warum der Name des Kinds unaussprechlich sein muss. Von Mark van Huissing

Im Juli 2014 sass eine damals mässig bekannte Sängerin und Produzentin elektronischer Musik in einem Zug von Los Angeles, ihrem Wohnort, nach San Diego. Ihr Ziel war die Comic-Con, die weltgrösste Comic-Messe, wo sie als Berühmtheiten-DJane mit Künstlernamen Grimes, Plural von *grime*, Dreck, auftreten sollte. Zwar habe sie wenig mit Comics zu tun gehabt, erzählte sie einem Journalisten des *New Yorker*. Den Job habe sie angenommen, weil sie a) jung war und das Geld brauchte sowie b) sich selbst beweisen wollte, dass sie es konnte.

Ein Jahr zuvor, im Sommer 2013, durfte Claire Boucher, damals 25, in der angesehenen «Boiler Room»-Musik-Veröffentlichungsreihe auftreten. Und war so als «Verantwortliche eines der bizarrsten DJ-Sets in die Geschichte eingegangen» (*Vice.com*). Zu sagen, es sei auf Ibiza schlecht angekommen, als sie Mariah Careys «All I Want for Christmas» oder Vengaboy («We Like to Party!») spielte, wäre eine Untertreibung – «Kann jemand Tomaten werfen, oder besser eine Salatschüssel», lautete eine der netteren Rückmeldungen.

Es war ihre letzte Buchung als DJane gewesen, bis San Diego. Und auch sonst keine einfache Zeit: Die Ausstrahlung ihres Albums «Visions» von 2012 hatte nachgelassen. Und «Artangels», ihr nächstes Release, war noch nicht veröffentlichungsfähig. Die Kanadierin wusste nicht, wie es weitergehen sollte mit ihrer Laufbahn. Ob sie überhaupt eine haben würde. Und falls ja, ob sie ein Star sein wollte. Erwartungen zu erfüllen, falle ihr schwer (darum Mariah Careys Weihnachtslied auf Ibiza, im August), Kompromisse seien ihr Ding nicht, stand im *New Yorker*. Doch immer nur dieses durchzuziehen und von der Hand in den Mund zu leben, war es ebenfalls nicht, so sah's aus.

Raumfahrt, Solarenergie, Elektroautos

Weniger von Selbstzweifeln oder Zukunftssängsten geplagt war Elon Musk in diesen Jahren. Der 1971 in Südafrika geborene, kanadisch-amerikanische Unternehmer, dessen Nachname, ins Deutsche übersetzt, «Moschus» ist, war 2014 bereits Milliardär. Tesla, der von ihm mitgegründete Fahrzeughersteller, hatte kürzlich das erste marktfähige Elektroauto herausgebracht, das Modell S. Weiter trieb er die von ihm mitgeführten und zum Teil ihm gehörenden Firmen SpaceX (Raumfahrt) sowie Solar City (Solarenergie) voran. In der Zwischenzeit ist noch The Boring Company (Superschnell-Personentransport mittels unterirdi-



«Besser spät und gut»: Milliardär Musk, Musikerin Boucher.

scher Tunnel) dazugekommen. In der *New York Times* wurde der hauptsächlich in Los Angeles Lebende als möglicherweise erfolgreichster Unternehmer der Geschichte beschrieben – der

einzigste Mensch, der vier Unternehmen gründete, die jeweils über eine Milliarde Dollar wert sind. Das vierte war übrigens nicht The Boring Company, dieses ist noch nicht so weit, sondern

Paypal, der Online-Bezahldienst, den er ab 1998 mitaufbaute. Und der ihn reich machte, 180 Millionen reich. Das Geld, das ihm 2002 zufloss, als Ebay die Firma kaufte, hat er rasch wieder investiert – in SpaceX (100 Millionen), Tesla (70 Millionen) und Solar City (10 Millionen).

Zur Komplexmaximierung im Leben des Elon Musk kam das Private hinzu: 2010 heiratete er Talulah Riley, eine britische Schauspielerin («Pride and Prejudice»), vierzehn Jahre jünger als er. Es war seine zweite Ehe, zuvor war er mit Justine Wilson, einer Fantasy-Roman-Schreiberin aus Kanada, verheiratet gewesen; das Paar hatte sechs Söhne, einer erlitt nach wenigen Wochen den plötzlichen Kindstod, danach folgten in-vitro-fertierte Zwillinge, die heute sechzehnjährig sind, später ebensolche Drillinge (14). Nach zweijähriger Ehe liess er sich von Talulah, der er, nebenbei, zehn Tage nach dem Kennenlernen den Heiratsantrag gemacht hatte, scheiden. Ein Jahr später heirateten sie erneut. Kurze Zeit darauf beantragten sie wieder die Scheidung, schoben diese aber auf, um sie bald erneut zu beantragen – und schliesslich 2016 zu vollziehen.

Worauf er eine weitere Schauspielerin kennenlernte, Amber Heard («The Rum Diary»). Ob die fünfzehn Jahre jüngere Texanerin da noch mit Johnny Depp verheiratet gewesen war, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nach ungefähr einem Jahr – auch über die Dauer der Beziehung gehen die Meinungen auseinander – trennten sich Musk und Amber wieder. «Wenn ich nicht verliebt bin, keine Langzeitbeziehungs-Partnerin habe, kann ich nicht glücklich sein», gab ihn der Autor eines Porträts für *Rolling Stone* im November 2017 wieder. Und der Porträtierte soll den Journalisten, angeblich ernsthaft, gefragt haben, ob er vielleicht eine Frau kenne, die er treffen sollte.

Liest Grimes den *Rolling Stone*? Man weiss es nicht genau. Ein halbes Jahr nach der redaktionellen Kontaktanzeige jedenfalls fand der erste gemeinsame Auftritt des Paares statt: an der Gala des Costume Institute in New York, auch bekannt als das Schaulaufen der auffälligsten Bewohner der Mode-, Kunst- und Unterhaltungswelt. Mrs Boucher trug ein Bustier aus weisser Spitze, eine schwarze Strumpfhose und Fetisch-Lack-Schnürstiefel, dazu ein Fledermausflügel-Cape, sie sah aus wie eine Mischung aus Björk und Cruella de Vil; der siebzehn Jahre ältere Mr Musk kam in einem Dinnerjacket über einer Art weisser Bluse mit schwarzem Halskrause; der Dresscode lautete «Himmlische Körper – Mode und die katholische Weltanschauung».

Vergangene Woche brachte die Musikerin ein Kind des Unternehmers zur Welt. Seinen Vornamen wiederzugeben, geht nicht, wenn bloss eine Tastatur zur Verfügung steht. Man muss im Word-Programm die Menü-Registerkarte «Einfügen» klicken und «Erweitertes Symbol» wählen, um «Æ» wiederzugeben. Der volle Name: X Æ A-12, ausgesprochen «X Ash Archan-

gel». Vielleicht ist's auch bloss ein Arbeitstitel, bisher bildeten in Kalifornien die 26 Buchstaben des Alphabets die Grundlage für Namen.

Was sonst noch geschah im Leben der beiden frischgebackenen Eltern: Musks Vermögen stieg in den vergangenen zwei Jahren zeitweise auf über 40 Milliarden Dollar, zurzeit liegt es bei 36,8 Milliarden (35,8 Milliarden Franken,



Bloss ein Arbeitstitel? Der Sohn heisst X Æ A-12.

Quelle: Forbes.com). Tesla ist mittlerweile der wertvollste Autohersteller der Welt, mit Abstand. Die Fahrt dorthin war keine ruhige und dürfte holprig bleiben. Der Chef steht unter Druck, seine selbstgesetzten Deadlines für neue Modelle einzuhalten. Was oft nicht gelingt. «Besser spät und gut als früh und schlecht», ist eine seiner Entgegnungen. Worauf er wieder ein Versprechen mit kurzem Vorlauf abgibt, das er und seine 48 000 Mitarbeiter nicht halten können.

Von Investoren gefürchtet sind seine Interviews, in denen er manchmal weint und zusammenbricht (*New York Times*, Sommer 2018) oder erzählt, dass er gelegentlich Mikrodosen psychoaktiver Substanzen nimmt, beispielsweise Kleinstmengen von Lysergsäurediethylamid, LSD, sowie kiffte sowieso. Klar, für Europäer ist das keine so grosse Story, mehr Halbwüchsigen-Kram. Für amerikanische Fondsmanager, die Milliardenbeträge ihrer Kunden in Tesla-Aktien gesteckt haben, dagegen schon.

Noch aufregender sind Musks Tweets, Kurznachrichten, in denen er seine 30 Millionen zählende Gefolgschaft wissen lässt, was er von der Bewertung seiner Firma hält («zu hoch») oder von der Börsenaufsichtsbehörde («inkompetente Bürokraten») oder vom Fakt, dass Tesla eine Publikumsgesellschaft ist («Ein Fehler, ich



will wieder privat sein»). Danach fällt die Bewertung jeweils um ein paar Milliarden. Weshalb ihm der Verwaltungsrat eine «Abkühlzeit» von wenigstens 24 Stunden befohlen hat, bevor er die «Senden»-Taste drückt. Woran er sich nicht hält, natürlich – neuester Tweet: «Lockdown = faschistisch. Tesla haut ab nach Texas oder Nevada. Echt jetzt.»

Alternative- oder Independent-Liebling

Von Grimes ist dieses Frühjahr ein weiteres Album erschienen, «Miss Anthropocene». Erneut in ihrem Stil gehalten, der sich als «Popstimme trifft auf elektronische, teilweise avantgardistische Tanzmusik» beschreiben lässt, irgendwo im weiten Feld zwischen Enya und Kraftwerk, bloss hipper und höher gesungen. Auch dieser Longplayer, ihr fünfter, für den sie wiederum sozusagen alles selbst gemacht hat – Songwriting, Produktion et cetera –, gefällt Kritikern besser als dem breiten Publikum. Sie bleibt ein Independent-Liebling – in der Hitparade Amerikas reichte es einmal mehr für einen Platz zwischen 30 und 40, in den Alt- oder Indie-Charts dagegen kam sie wieder aufs Podest.

Egal. Nicht jede kann und/oder will Beyoncé sein. Wenn wir es davon haben: Grimes veröffentlicht bei dem hochangesehenen britischen Plattenlabel 4AD, wo bereits New-Wave-Grössen wie Cocteau Twins oder Xmal Deutschland Musik rausbrachten. Vermarktet wird sie aber von Jay-Zs Roc Nation, hat also das gleiche Management wie die Superstars Rihanna oder, eben, Beyoncé. Was den Rückschluss zulässt, dass sie auch mal den Plan verfolgte, ein Superstar zu werden.

Möglicherweise ist das noch immer das Ziel. Doch braucht sie dafür weiterhin einen Plan? Als Partnerin eines Fantastillionärs und Mutter seines jüngsten Sohns sollten sie keine wirtschaftlichen Sorgen oder Ängste mehr plagen. Und dürfte sie sich für die vorhersehbare Zukunft um das kümmern können, was ihr am wichtigsten ist und am nächsten liegt. Vielleicht um den Kleinen mit dem schweren Namen, obwohl Elon darauf hinweist, dass Aufzucht und Hege des Nachwuchses in seinen Augen Sache von Fachpersonen, auch bekannt als Nannys, seien. Oder ums Musikmachen, so alternativ, unabhängig und avantgardistisch, wie es ihr beliebt.

Oder um Elfen, an die sie angeblich glaubt. Wie bitte, das sei kindisch und abgehoben? Mag sein. Ungefähr so kindisch und abgehoben wie die Vorstellung, dass ein Popmusikmädchen fast ohne Lohn einen reifen Crazy-New-Economy-Superhelden mit 40 Milliarden kennenlernen. Dass die beiden ein Paar werden sowie Eltern eines Sohns mit Elfensprache-Namen. Und sie bis an ihr Lebens- oder wenigstens Beziehungsende weiter den Königen aus der alten Wirtschafts- und Unterhaltungsindustrie auf die Nerven gehen.

Die längste Nacht

Als am 10. Mai 1940 deutsche Truppen in Holland, Belgien und Frankreich einfielen, wurde die ganze Schweizer Armee mobilisiert. Bundesrat und General befürchteten einen Zangenangriff durch den Jura. Das Volk geriet in eine panische Stimmung. *Von Hanspeter Born*

Dienstag, 14. Mai 1940. Die niederländische Königin ist mit ihrer Regierung nach London geflüchtet. Der Ansturm der Deutschen auf Belgien und die Niederlande hält an, aber die von französischen und britischen Truppen unterstützten Armeen der tapferen Benelux-Staaten leisten Widerstand. Zumindest scheint es so. Es fällt schwer, in den offiziellen Verlautbarungen der kriegführenden Staaten zwischen Tatsachen und Propaganda zu unterscheiden.

Zu früher Stunde erhält Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz Besuch von Oberst Roger Masson. Pilet findet diesen «im Zustand bedenklicher Erregung». Sein Nachrichtendienst hat starke Truppenbewegungen im Schwarzwald und in anderen süddeutschen Gebieten beobachtet, weshalb er mit einem bevorstehenden deutschen Angriff auf die Schweiz rechnet.

Um neun Uhr tritt der Bundesrat zur ordentlichen Dienstagssitzung zusammen. Pilet erklärt, wieso man im Armeekommando eine deutsche Invasion der Schweiz für möglich halte. Anhand einer Landkarte beschreibt Militärminister Rudolf Minger die deutschen Truppenansammlungen an der Grenze. Es handle sich um zwanzig ausserhalb der Dörfer stationierte Divisionen, unter ihnen motorisierte Truppen und Fallschirmjäger.

Auf Antrag des Justizdepartements beschliesst der Bundesrat die Entwaffnung der in der Schweiz lebenden Ausländer: Die in diesem Beschluss «zum Ausdruck kommende Bereitschaft zum Zugreifen wird nicht nur die schweizerische Bevölkerung, sondern auch die loyalen Ausländer beruhigen, und sie wird auf die in ihrer Loyalität schwankenden Ausländer abschreckend wirken». Unter das Waffenverbot fallen auch Flobertgewehre.

Wider die Germanophobie

Als Entgegnung auf «germanophobe Zeitungsartikel» legt der Bundespräsident den Kollegen den Entwurf eines Communiqués vor, das der Angst vor der ominösen «fünften Kolonne» und dem Deutschenhass entgegenzutreten soll. Seit Kriegsbeginn beklagt sich die deutsche Gesandtschaft über die Anrempelung und Beleidigung deutscher Reisender oder in der Schweiz lebender Reichsbürger. Pilet will solche Übergriffe abstellen. Das vom Bundesrat gutgeheissene Communiqué warnt die Bevölkerung davor, aus «gewissen alarmierenden Zeitungskommentaren» falsche Schlüsse zu ziehen.



«Es gehen wieder die wildesten Gerüchte»: Bundespräsident Pilet-Golaz.

Die Zahl der in der Schweiz lebenden Ausländer habe seit der Volkszählung von 1930 «einen gewissen Rückgang» erfahren. Ausserdem dürfe man nicht vergessen, «dass diese Ausländer zum grossen Teil in der Schweiz geboren und aufgewachsen sind und die Mehrzahl von ihnen sich assimiliert haben». Die Tatsache, dass «gewisse kriegführende Mächte» ihre Staatsbürger nicht unter die Fahnen gerufen hätten, bedeute nicht, dass «diese Personen für Sabotageakte in ihren Aufenthaltsländern benutzt werden».

Während der Bundesrat tagt, erhält Nationalrat Markus Feldmann auf seiner Redaktion Telefonmeldungen eines Berner Gemeinderats und eines Offiziers, laut denen im Infanterieregiment 45 das Gerücht über «eine deutsche Bereitstellung zum Angriff auf die Schweiz» kursiert. In den Stäben und bei der Truppe herrsche die entsprechende Atmosphäre. Diese sei sehr ernst, aber auch vollkommen entschlossen.

Das von Masson um elf Uhr herausgegebene Nachrichtenbulletin Nr. 167 bestätigt, was der Nachrichtenchef schon Pilet gesagt hat: «Man befürchtet, dass der Krieg in naher Zukunft auf

weitere, bisher neutral gebliebene Länder übergreifen könnte.» Zwischen Badisch-Rheinfelden und dem Untersee stünden deutsche Truppen «fast überall» in «nächster Nähe» zur Grenze. Infolge der Grenzsperre habe man zwar nur «beschränkten Einblick in den badischen und württembergischen Hintergrund», könne aber an verschiedenen Orten einen regen militärischen Verkehr beobachten. «Besonders dicht belegt ist zur Zeit die Gegend nördlich von Schaffhausen. Im Raum zwischen Tuttlingen und der Schweizer Grenze sollen 1–2 Divisionen liegen (18 000 Mann). Die Bahnlinie Singen–Tuttlingen ist sehr stark bewacht und durch zahlreiche Flak geschützt. Die Ausreise über Singen ist selbst den akkreditierten Schweizer Diplomaten nicht mehr gestattet. Offenbar soll um jeden Preis der Einblick in den Raum Tuttlingen–Ulm verwehrt werden.»

Vom schweizerischen Ufer des Bodensees aus hat man in der Nacht vom 12. auf den 13. ein «andauerndes dumpfes Rollen» gehört. Anscheinend fuhren Motorfahrzeugkolonnen auf der Strasse Friedrichshafen–Radolfzell. Bedenklich

sind die bereits in den Tagen zuvor beobachteten Pontonierübungen im Brückenschlag.

«Bevor man euch bombardiert»

Hauptmann Bernard Barbey hat am Morgen einen mit Dokumenten und Karten gefüllten Koffer in Gümligen geholt und in einem alten Packard nach Neueneegg gefahren. Das Material ist für die Verbindungsoffiziere bestimmt. Sobald deutsche Truppen die Schweizer Grenze überschreiten, sollen sie es den französischen Kameraden aushändigen. Die Vorkehrungen sind getroffen, damit die französische 45. Armee die für sie bestimmten Stellungen auf dem Gempenplateau und im Raum von Olten beziehen kann.

Der St. Galler Schularzt und Luftschutz-Hauptmann Hans Richard von Fels schreibt am späten Abend in sein Tagebuch: «Seit 16 Uhr ist höchste Alarmbereitschaft der gesamten Armee befohlen. Es gehen wieder die wildesten Gerüchte: Das Rheintal werde evakuiert. Verdächtige Personen wurden heute Abend hier in St. Gallen durch die Polizei festgenommen. Man fürchtet Saboteure. Soldaten und Offiziere aus dem Rheintal haben nachts heimtelefoniert, ihre Familien sollen sofort packen und in die Innerschweiz abreisen. Panischer Schrecken ist in die Bevölkerung gefahren; man verliert allgemein den Kopf.»

Das Genfer Infanterieregiment 3 ist in der Nacht zum Dienstag aus der Gegend von Estavayer nach Bremgarten im Kanton Aargau verlegt worden. Oberstdivisionär Gustave Combe hat die Truppe vor ihrer Abfahrt mit den Worten entlassen: «Ich hoffe, Messieurs, dass ihr in eurem Sektor ankommt, bevor man euch bombardiert.» In den Abendstunden steigen die Füsiliere des 10. Bataillons leise auf eine Waldanhöhe irgendwo im Kanton Zürich. Ihr Kommandant, Hauptmann Emil Privat, notiert in sein Tagebuch: «Um Mitternacht ist alles bereit. Jeder schaufelt. Es ist nicht mehr nötig, Befehle zu geben.» Dann legt er sich schlafen, um für den in den ersten Morgenstunden erwarteten Kampf «in Form» zu sein.

Gross ist die Unsicherheit in dem als besonders bedroht geltenden Basel. Das Stadtkommando rechnet stündlich mit dem deutschen Angriff und trifft die nötigen Abwehrmassnahmen an den Rheinbrücken. Auf den Ausfallstrassen von Basel bilden sich lange Kolonnen von hochbeladenen Automobilen, die sich in Richtung Innerschweiz, Berner Oberland und Waadtland fortbewegen. Die Billett- und Gepäckschalter am Bundesbahnhof werden stundenlang von Scharen Ungeduldiger belagert.

Oberst Robert Jaquillard, Chef der Spionageabwehr, hat während des ganzen Pfingststidents in Zivilkleidung die Situation entlang der Grenze in der Region Basel ausgekundschaftet. Er hat die Autokolonnen gesehen, die Frauen und Kinder, die vor den «Hunnen» flüchten, und die Gerüchte gehört, «die allenthalben zir-



«Tapferkeit ist ein Anfall, der bei den meisten Menschen schnell vorüber geht.»

kulieren». Jaquillard hat den Badischen Bahnhof besucht, «eine wahre Festung – man würde glauben, er sei zu diesem Zweck gebaut worden – ein Vorposten des Nazismus; er ist ein Spionagenest». Der vom Reich betriebene Bahnhof liegt auf Schweizer Staatsgebiet, aber die Deutschen haben sich dort eingerichtet wie in einer eroberten Stadt. Ihre Züge treffen direkt und ungehindert ein. Sie reisen ein und aus, ganz wie es ihnen beliebt. Über 350 Deutsche sind am Badischen Bahnhof beschäftigt, dazu ein paar Dutzend «sorgfältig ausgewählte Schweizer, hundertprozentige Nazis», die nichts von den andern unterscheidet.

Abschiedsbriefe an die Lieben

Am Abend – «in der Dunkelheit, um die allgemeine Nervosität nicht zu verschlimmern» – ist Bundespräsident Pilet in die «Befehlsstelle» des Bundesrats gegangen, um dort die Nacht zu verbringen. Die «Befehlsstelle», die mit einer Sendeanlage ausgestattet ist, befindet sich im herrschaftlichen Von-Wattenwyl-Haus an der Junkerngasse 59. Für den Fall eines deutschen Angriffs hält sich der juristische Berater des Armeekommandos, Oberst Paul Logoz, im benachbarten Hotel «Bellevue» bereit. Zusammen könnten Pilet und Logoz für den Fall des deutschen Angriffs sofort die vertraglichen Massnahmen für den Abschluss eines französisch-schweizerischen Militärabkommens treffen und mit Paris Verbindung aufnehmen.

Viele der wachenden Schweizer Soldaten schreiben in der Nacht Abschiedsbriefe an ihre Lieben. Sie rechnen mit Kampf und dem möglichen Tod. Die meisten sind gefasst, wenigstens äusserlich. Um vier Uhr früh taucht in Lucelle, einem halb auf französischem, halb auf schweizerischem Gebiet liegenden Dorf am Grenzflüsschen Lucelle (Lützel), ein französischer Verband in voller Kampfmontur auf. Die beiden das Detachement befehligen Offiziere melden dem ihnen entgegentretenden Schweizer Oberleutnant: «Gemäss den Befehlen, die wir erhalten haben, ist unsere Division beauftragt, im Einvernehmen mit der Schweizer Armee den ihr zugewiesenen Sektor im Gebiet des Plateaus von Gempen zu besetzen. Können Sie Ihren Chef benachrichtigen, dass wir in die Schweiz einmarschieren und der vorgegebenen Route folgen werden?»

Der erstaunte Schweizer Oberleutnant hat keinen diesbezüglichen Befehl erhalten. Er muss sich zuerst bei seinen Vorgesetzten erkundigen. «Kommt nicht in Frage, dass ich euch durchlasse.» Antwort des französischen Kame-

raden: «Wissen Sie denn nicht, dass die Schweiz diese Nacht angegriffen worden ist? Die Deutschen sind in Basel.» Der Schweizer Oberleutnant telefoniert mit dem Kommandoposten seiner Brigade. Dort sagt man ihm, dass die französische Armee bis auf weiteres nicht ermächtigt sei, auf Schweizer Gebiet einzumarschieren. Alles ein Missverständnis. Der Vorfall müsse unbedingt geheim gehalten werden.

Die Morgensonne ist aufgegangen. Nichts ist geschehen. Am Morgen des 15. Mai erlässt General Henri Guisan einen Armeebefehl, in dem er eine erste Lehre aus dem Kriegsverlauf an der Westfront zieht. Eine der Ursachen «des täglichen Vordringens gewisser Truppen» sei das «Versagen Einzelner». Der Soldat habe die Pflicht, an Ort und Stelle erbittert Widerstand zu leisten: «Solange ein Mann noch eine Patrone hat oder sich seiner blanken Waffe noch zu bedienen vermag, ergibt er sich nicht.»

Keiner wird in den nächsten Tagen bedingungslos Widerstand leisten und mit der blanken Waffe kämpfen müssen. Die Deutschen kommen nicht.



Hanspeter Born:
Staatsmann im Sturm.
Pilet-Golaz und das Jahr 1940.
Münster. 540 S., Fr. 32.–

Wir
machen Sie
monat für monat
schlauer
– seit fast 100 Jahren.



Ab CHF
12.90
pro Monat!

www.schweizermonat.ch

Von der Schönheitskönigin zur Tantragöttin

Wie Mahara McKay ihr Glück fand. Von Benjamin Bögli

Ein bisschen anders war Mahara McKay schon immer. «Mich kann die Sonne küssen, und alleine dadurch erlebe ich höchste Glücksgefühle», sagt sie. McKay, 39, sitzt auf dem Balkon ihres Apartments in Arambol, das auch das «letzte Hippie-Dorf in Goa» genannt wird, und erzählt im Telefon-Interview von ihrem abenteuerlichen Leben.

Die ersten Jahre in der Schweiz waren hart. Mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder zog sie als Zehnjährige aus dem neuseeländischen Auckland ins aargauische Windisch. «Wir glaubten, wir machten bloss Ferien», sagt McKay. Doch sie blieben. Ihre Mutter, eine Schweizerin, hatte sich von ihrem neuseeländischen Mann getrennt. Ein Jahr lang wohnten sie zu dritt in einem sechzehn Quadratmeter grossen Zimmer bei den Grosseltern, die sie widerwillig aufnahmen. Geld war kaum vorhanden.

In ihrer Schulzeit wurde Mahara gehänselt. «Ich war grösser als die andern, zog mich nicht wie ein typisches Mädchen an und sprach gebrochen Deutsch», erzählt sie. In der Bezirksschule wurde es besser. Sie kam bei den älteren Schülern gut an, modelte, machte den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule und begann eine Lehre als Dekorationsgestalterin. Am 16. September 2000 wurde sie als 19-Jährige Miss Schweiz und über Nacht berühmt. Sie hatte sich für die Wahl angemeldet, «weil das Geld der Sponsoring-Verträge lockte».

K.-o.-Tropfen eines Fotografen

Zu ihrem Jahr als Miss hat sie ein gespaltenes Verhältnis. Zum einen erlebte sie viel Aufregendes, bereiste die schönsten Orte und hatte plötzlich Geld. Zum anderen merkte sie, dass sie nicht gerne in der Öffentlichkeit im Mittelpunkt steht. Das ist bis heute so. «Wenn mich Leute erkennen und nicht natürlich mit mir umgehen, ziehe ich mich lieber zurück.» Interviews gibt sie sonst nur, um über ihre Arbeit zu sprechen.

An eine brisante Episode ihrer Zeit als Model, noch bevor sie Miss Schweiz wurde, erinnerte sie sich erst viel später wieder. In einem Zürcher Hotelzimmer, wo ein Fotoshooting stattfand, habe ein internationaler Fotograf ihr etwas in den Drink getan, worauf sie das Bewusstsein verlor. Er habe sie ins Bett gelegt,

zwischenzeitlich sei sie kurz zu sich gekommen und habe bemerkt, dass er über ihr gewesen sei und Nacktbilder gemacht habe. Als sie am frühen Morgen schliesslich erwachte, realisierte sie, dass es kein böser Traum war und dass er nackt neben ihr lag. Sie verliess das Zimmer fluchtartig.

«Das Schlimmste ist, dass ich mich schämte, ein Opfer zu sein», sagt McKay, «dabei hätte er sich schämen sollen.» Sie sprach mit niemandem darüber. Nicht einmal mit der besten Freundin. «Ich habe den Vorfall völlig verdrängt.» Erst Jahre später kamen die Erinnerungen als Flashbacks wieder hoch, und sie erfuhr von einer Freundin, dass diese und andere Frauen Ähnliches mit demselben Fotografen erlebt hatten. «Ich wünschte, ich hätte den Mann damals angezeigt.» In ihrem heutigen Beruf als «Life Coach», Yoga- und Tantra-Lehrerin vermittelt sie unter anderem, wie man sich aus der Opferrolle befreit und mehr Mut und Selbstvertrauen findet. Gerne würde sie Jugendliche mehr über das Thema der «sacred sexuality» lehren, der «heiligen Sexualität», wie sie sagt.



Über Nacht berühmt: Miss Schweiz, 2000.

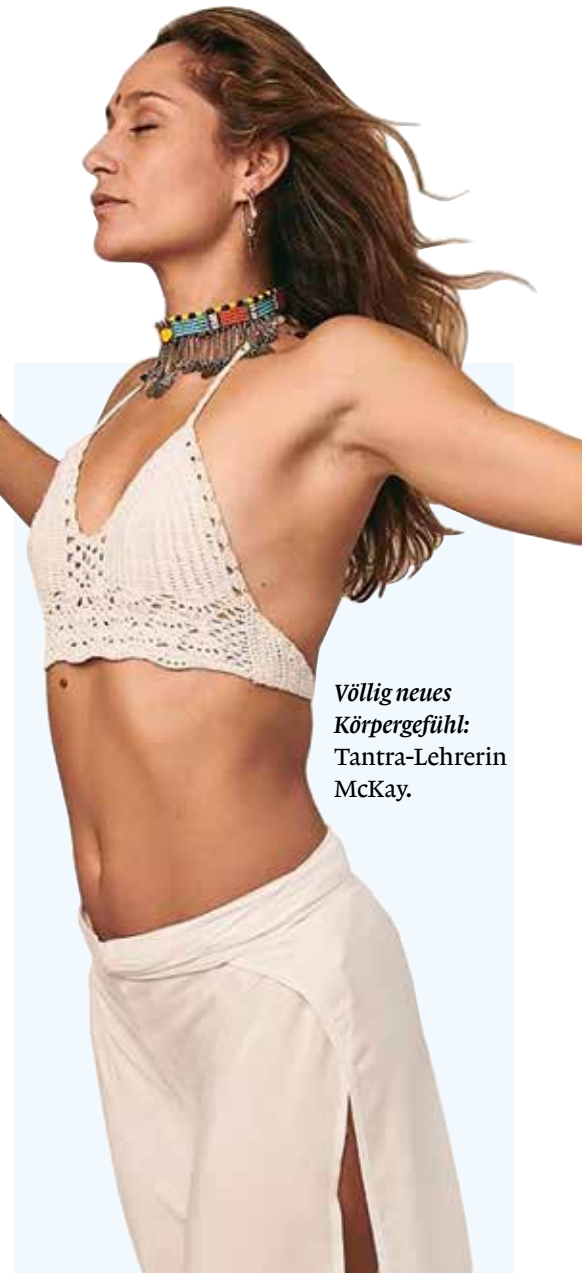
Sie machte bei der Wahl mit, weil das Geld der Sponsoring-Verträge lockte.

Ein Haus als sichere Anlage

McKay schlug nicht wie fast alle Schweizer Missen nach der Amts-

zeit eine Schauspiel- oder Fernsehkarriere ein, sondern versuchte sich als DJ und wurde sehr erfolgreich. Sie ist überzeugt, dass einen nichts aufhalten kann, wenn man «erstens auf sein Herz hört, zweitens ehrlich ist und drittens sich überlegt, wie man sein Talent so einsetzen kann, um anderen ebenfalls eine Freude zu machen». Man ist geneigt, diese Aussagen als leere Worthülsen abzutun. Zumindest was das Leben des ehemaligen Models betrifft, scheint die Lösung aufzugehen.

McKay schwimmt aber auch gerne gegen den Strom. Als ihr alle davon abrieten, völlig unerfahren als DJ statt der landläufigen elektronischen Musik Rock zu spielen, spornte sie das zusätzlich an. Sie hielt Ausschau nach geeigneten Anlässen und fand in der Skate- und Surf-Szene ideale Bedingungen für ihren Stil. Den Höhepunkt erlebte McKay alias DJ Rocksy 2009 im Grand Palais in Paris, wo sie für Quicksilver an der Show von Skateboard-Legende Tony Hawk vor über 10 000 Leuten spielte. Fast



Völlig neues Körpergefühl: Tantra-Lehrerin McKay.

zehn Jahre lang verdiente sie als DJ und Musikproduzentin gutes Geld. Dann hatte sie genug vom Rummel und wollte die Welt entdecken.

Mahara McKay hat etwas Wildes, Unkonventionelles, trotzdem schlummern bürgerliche Werte in ihr. Den Grundstein ihrer finanziellen Unabhängigkeit legte sie mit ihren Verdiensten als Miss Schweiz: «Ich investierte das Geld mit 23 in ein Haus, das ich gemeinsam mit meinem damaligen Freund kaufte.» Ihre Freunde bezeichneten sie im Spass gerne als Geizkragen; sie bezeichnet sich als sehr sparsam, sie komme mit wenig aus.

Zum Entschluss, die Schweiz zu verlassen, kam sie, weil sie neu beginnen wollte, an einem Ort, wo sie keine Vorgeschichte als öffentliche Person hat. Sie verkaufte das Haus im Aargau, ging auf eine Weltreise und zog später in ihre ursprüngliche Heimat Neuseeland, wo sie heute noch angemeldet ist. Bereits in der Schweiz hatte sie sich intensiv mit Yoga auseinandergesetzt, in Dunedin eröffnete sie ein Studio, das sie zwei Jahre lang führte. Aber sie ging noch einen Schritt weiter, weil Yoga sie nur halbwegs zufriedienstellte. «Nach einer Lektion fühlte ich



mich bloss aufgewärmt. Ich wollte meinen Schülern mehr geben.» Ihre Erfahrungen und Weiterbildungen in der tantrischen und schamanischen Heilkunst machte sie während mehrerer Aufenthalte in Indien, Bali, Thailand, Griechenland und der Türkei.

Die Resultate in ihren Trainings seien erstaunlich, erzählt sie. Das Ziel der Lektionen, an denen zwischen 10 und 120 Personen teilnehmen, ist nicht der sexuelle Akt. «Die Leute, die zu mir kommen, wollen eine Veränderung in ihrem Leben.» McKays Stunden haben eine ganz eigene Note: Durch tantrische und schamanische Heilkunst, Musik, Tanz, Gesang, Yoga und Meditation führe sie die Teilnehmer zur völligen Losgelöstheit und in eine tiefe Stille, «wo jeder seine Wahrheit entdeckt und zu sich selber findet», erklärt sie. Sie bietet auch private Online-Kurse an.

Auf dem Weg zum Guru

Vor etwas mehr als einem Jahr hat sie sich in Goa in eine Frau verliebt. «Eloise hat eine sehr ausgeprägte männliche Energie.» Trotzdem trage sie wichtige weibliche Eigenschaften in sich, sagt McKay, die vorher immer in Beziehungen mit Männern war. Tantra habe ihr zu einer anderen Denkweise und zu einem völlig neuen Körpergefühl verholfen: «Heute kann ich nur schon durch Gedanken oder durch ganz sanfte Berührung einen energetischen Ganzkörperorgasmus kriegen.» McKay bezeichnet sich nicht als lesbisch, sie sei «pansexuell». Sie ist vom Menschen angezogen – unabhängig von seinem Geschlecht.

2014 war sie schwanger, im frühen Stadium verlor sie das Kind. «Das war sehr schwer, aber ich glaube, alles hat einen Grund. Harte Zeiten machen einen bewusster und stärker.» Der Kinderwunsch sei nach wie vor da, «aber ich habe keinen Stress, wir könnten auch Kinder adoptieren», sagt sie.

McKay hat eine erfrischende Art, unverklemmt erzählt sie von ihren Erfahrungen, auch von dunkleren Momenten. Sie wirkt reflektiert, humorvoll und analysiert glasklar. Das sind Qualitäten mit Anziehungskraft, und sie gehören wahrscheinlich zu ihrem Erfolg. Sie selber sagt: «Was alle Menschen gemein haben: Sie möchten geliebt werden. Und ich glaube, jeder hat das Recht, geliebt zu werden.» Die Leute spürten das und kämen deswegen zu ihr.

Die Metamorphose ist in vollem Gang: Die ehemalige Schönheitskönigin Mahara McKay verwandelt sich in eine Tantragöttin. Bisher hat sie sich an verschiedenen Orten und an Festivals einen Namen gemacht. Jetzt ist sie dran, mit ihrer Freundin zusammen ihr eigenes Zentrum aufzubauen. Entsprechendes Land haben sie bereits gekauft.

Informationen: www.maharamckay.info

Nachruf



«A-wop-bop-a-loo-bop-a-wop-bam-boom!»: Entertainer Little Richard.

Little Richard (1932–2020) — Es war der Höhepunkt des Abends. Irgendwann in den frühen siebziger Jahren muss es gewesen sein. Natürlich «Tutti Frutti». Der zierliche Mann mit der Pompadour-Frisur und dem dünnen Menjou-Bärtchen hatte bereits über eine Stunde auf seinen Flügel eingedroschen, dass man begann, sich Sorgen zu machen. Um den Flügel und um den Mann.

Little Richard rann der Schweiß in Sturzbächen über den schneeweissen Goldlaméfummel mit den breiten Hosenaufschlag – wer hält so ein Feuerwerk schon durch? Plötzlich gab er ein kaum wahrnehmbares Zeichen in die Gasse, erhob sich schwankend und sank rückwärts in die Arme der zwei schwarzen Muskelmänner, die ihn mit sicherer Routine auffingen. Augenblicklich hieften sie den wieder zu Kräften Kommenden während des einsetzenden Saxofonosolos auf den Deckel des geschundenen Instruments, worauf der schwächliche Dreikäsehoch sofort wieder los krakeelte: «Tutti frutti, aw rooty, tutti frutti, aw rooty», schrie er sich aus dem Leib, als gäbe es kein Morgen – der Saal kochte. Doch was war das? Das Männlein, eben noch auf Hundertachtzig, verdrehte die Augen, schwankte ein wenig zur Seite, um schliesslich seltsam zeitlupenartig auf dem Flügel in sich zusammenzusacken. Wie durch ein Wunder hatten die Musiker noch den Song zu Ende gebracht und starrten nunmehr ungläubig auf den Bewusstlosen. Wie von einem Stromstoss durchzuckt, stand der eben noch Leblose mit irrem Blick wieder auf den Füßen und gab mit einem infernalischem Schrei die Formel von sich, auf die alle gewartet hatten:

«A-wop-bop-a-loo-bop-a-wop-bam-boom!». Längst waren ja seine grossen Zeiten vorbei; die Beatles hatten sich getrennt, seine Meisterschüler Elton John, T. Rex und Ziggy Stardust regierten mit aufwendigem Budenzauber die Monsterstadien der Welt und hatten seine exzentrischen Einlagen zum State of the Art der Bühnenshow weiter entwickelt. Dagegen waren die Mittel, die Richard Penniman zur Verfügung standen, von mickriger Ärmlichkeit, aber mit mythischem Zauber gesegnet: Richard, dem schon der mehrfach begabte Vater (Diakon, Steinmetz und Barbesitzer) besass dieses unvergleichliche Organ, mit dem er jede und jeden um den Verstand singen, bzw. kreischen konnte. Little Richard gab dem Sex des Rock'n'Roll die ekstatische Unersättlichkeit und Gefährlichkeit, die dem Genre eine Aggressivität gab, die kaum steigerungsfähig schien. Warum singt der Mensch, heisst die Gretchenfrage der Oper – weil er es halt nicht sagen kann. So in etwa lautete das Credo von Little Richard – nur, dass er mit seiner Auffassung von Extase das Machogehabe des Rock ignorieren konnte. Schwarz und schwul – ihm konnte keiner was anhaben. Irgendwann war ihm die Musik oder das Business, das sie umgibt, zu wenig und er wurde zum Diener Gottes – das mit der gleichen unbittlichen Glut, die er auch als «King of Rock'n'Roll» anfachte. Little Richard holte den Urschrei in die Musik, gab ihm Stimme und Melodie, hemmungslose Lust und Rücksichtslosigkeit, die vor nichts und niemandem halt machte. Mit Little Richard starb eine historische Figur – eine Majestät der Musik. *Thomas Woerdehoff*



Fast verliebt

Tigerkönig

Von Claudia Schumacher

Beziehungskolumnen sollten sich mit Imperativen zurückhalten, aber dieser muss sein: Schauen Sie «Tiger King»! Eine der erfolgreichsten Netflix-Serien der Quarantäne-Zeit. Eine Dokumentation mit echten Menschen, man lernt viel über gewisse Formen von «Liebe». Joe Exotic, Besitzer eines Privatzoos, bekriegt sich in Florida mit einer Tierschützerin. Am Ende sitzt er im Knast, weil er den Mord an der Tierschützerin (sie lebt noch) in Auftrag gegeben haben soll. Dramen shakespeareschen Ausmasses spielen sich vor den Augen der Zuschauer ab. Interessant auch, dass die Tierschützerin exakt aussieht wie eine Blumenkranztragende Langhaar-Variante von Hillary Clinton, während Joe Exotic zunehmend an eine schwule Version von Donald Trump erinnert. Aber zur Liebe.

Seit archaischer Urzeit sucht der Mensch, insbesondere der unglücklich Verliebte, nach einem Liebeszauber. Ein Ring, sie zu knechten und ewig zu binden: Heirat gehört hier zur weit verbreiteten Alltagsmagie. Joe Exotic, ein besonders liebesbedürftiger Mann, setzt daher auf die Vielehe mit gleich zwei jungen Männern. Doch damit nicht genug. Er bedient sich zusätzlich eines dunkleren Zaubers: Er macht seine Männer von sich abhängig, tausendprozentig. Als weitere Massnahme sperrt er sie ein. Auch das ist interessant: Während man in der Quarantäne sitzt und die Serie schaut, sieht man Männer in einer Art Dauerquarantäne, die sie ihr Leben nennen.

Wie das funktioniert? Joe Exotic hat die eine Sache gefunden, die seine jungen Männer unbedingt brauchen: Drogen. Er hat das Geld, hält sie schön abhängig, und sie kommen zu ihm für Nachschub, im Gegenzug sagen sie ununterbrochen «Ich liebe dich». Das Zoogelände dürfen sie nicht verlassen. Nun sind Drogen ein extremes Mittel, um Menschen zu binden: Die zwei Männer sind nicht mal schwul und trotzdem mit Exotic zusammen. Im Prinzip funktioniert dieser Zauber aber mit allem, was ein Mensch existenziell begehrt: Sicherheit, Geld, eine Aufenthaltsgenehmigung. Oder im Fall junger Frauen, die sich auf alte Männer einlassen: Papas Aufmerksamkeit.



Blick auf die Verlogenheit: Camille Washington (Laura Harrier) und Raymond Ainsley (Darren Criss).

Knorrs Kultur

«Was für ein Kommunistenquatsch!»

Die Netflix-Serie «Hollywood» erzählt Irres aus der Traumfabrik: Schwarze dominieren in den 1940er Jahren einen Film. Eine furiose Satire über die Verlogenheit der Branche. Von Wolfram Knorr

Das ehemalige Orangenpflanzernest Hollywood erblühte in null Komma nichts zur weltmächtigsten Traumfabrik und wurde im gleichen Tempo zum Schlachtfeld von Intrigen, Amoral, Gier, Heuchelei und Lügen. Als das Camelot in Technicolor erstrahlte und der Zweite Weltkrieg beendet war, drängte es viele in das Schloss der Sehnsüchte, auch den Ex-GI Jack (David Corenswet), den schwarzen und schwulen Archie (Jeremy Pope) und den Halb-Filipino Raymond (Darren Criss). Der eine wird ein Star, der andere Autor und der dritte Regisseur. In den 1940er Jahren realisiert das mächtige ACE-Studio das Buch des schwarzen und schwulen Archie, der Halb-Filipino Raymond führt Regie, und der Ex-GI, der an einer Tankstelle als Callboy arbeitet, wird der Star. Geht's noch? In einer Zeit, in der der Hays Code Zucht und Moral der Lichtspiele überwachte, Rassengesetze jegliche «unamerikanische» Ethnie verboten, ganz besonders im Show-Business. Ein Filipino – egal, ob nur ein «halber» – als Regisseur? Ein Märchen! Ein Kinomärchen, das sich Tinseltown damals nicht im Traum hätte einfallen lassen!

Genau darin liegt der sarkastische Witz der Mini-Serie «Hollywood» von Ryan Murphy («Glee», «The Politician») und Ian Brennan («Glee»): Wer damals nur laut gedacht hätte, ein Melodram von einem Afroamerikaner schreiben zu lassen, der hochqualifiziert wäre, den hätte man sofort in die Klapse geschickt. Dass genau ein solcher Fall als Provokations-

Traumtanz frech in die Vierziger als verspielte Mixtur aus Screwball-Comedy und Satire gepflanzt wird, macht den Spass aus; denn die «echten» Vierziger werden keineswegs ignoriert, sie perforieren nur ständig das Märchen.

Genüsslicher Masochismus

So erzählt die Fabel die wundersame Karriere von Jack, Archie und Raymond, die sich im grossen ACE-Studio mit dem Projekt «Peg» durchsetzen, bis zur Oscar-Verleihung. Dabei werden die Kulissen zur Seite geschoben, was den Blick freigibt auf die Verlogenheit, den Rassismus, Frauen- und Schwulenhass – was alles wahre Urstände feiert. Am Beispiel einiger herrlich verbockter Figuren wird der ganze Schwindel personifiziert – wie des Studiobosses Ace Amberg und des legendären Agenten Henry Willson (Jim Parsons, aus «The Big Bang Theory»), den es, im Gegensatz zu Amberg, tatsächlich gab. Er hatte Schönlinge (wie Tab Hunter) unter Vertrag und mit Rock Hudson seinen grössten Erfolg. Als Hinterwäldler ins Showbiz geholt, wird Hudson (Jake Pickering) von Willson gestriekt und permanent runtergemacht, während Avis Amberg (Patti LuPone), die frustrierte Gattin des ACE-Bosses, sich ihre Lover an einer Tankstelle (die es auch gab) besorgt, einem Prostituierten-Ring, an der Jack, Archie und Raymond für einen anderen Sprit sorgen. Die drei von der Tankstelle lernen schnell, dass man sich verkaufen, sein Selbst verleugnen muss, um

voranzukommen. Und während Willson seine Investition Hudson ständig runterputzt, die Schwulen nur auf den legendären Partys des Frauen-Regisseurs George Cukor (Daniel London) die Sau rauslassen können, setzen sich Archie und Co mit ihrem «Peg»-Projekt gegen alle Sturköpfe durch. Mit «Peg» hat der schwarze Archie die Tragödie der britischen Actrice Peg Entwistle aufs Papier gebracht, die sich im September 1932 tatsächlich vom Buchstaben H des Hollywood-Schriftzugs in den Bergen von L. A. stürzte. Ihrem Beispiel folgten noch einige Enttäuschte nach.

Ryan Murphy mischt unentwegt Fakten und Fiktion, lässt wahre Figuren aus den Vierzigern neben erfundenen auftreten und häkelt wahre Skandale ins Märchen, macht mit knalliger Ironie aus der Fabel einen Moralfilm ohne erhobenen Zeigefinger, mit einer Art Lackmustrast: das Märchen als Kontrast-Mittel zur drastischen Heraushebung der totalen Verlogenheit. Am Ende wird aus «Peg» «Meg», die schwarze Freundin von Raymond übernimmt auch noch die Rolle der Heldin und erhält einen Oscar! Als Archie auch einen bekommt, küsst er seinen Lover Rock Hudson auf offener Bühne! Ausgerechnet Hudson, der jahrelang den Frauenschwarm mimen musste!

Hollywood hat es schon immer geliebt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und so entstand ein eigenes Filmgenre, eine Mischung aus Kritik und genüsslichem Masochismus, eine Art «Tag der offenen Tür». Die Liste reicht von «A Star Is Born» (1937) über «Sunset Boulevard» (1950) oder «The Day of the Locust» (1975) bis zu «The Last Tycoon» (1976), «S.O.B.» (1981), «Barton Fink» (1991) oder «The Player» (1992). So wild und fulminant viele der Werke über eine marode Industrie auch sind, frei von Glamour und



Agent Wilson (Jim Parsons), Hudson (Jake Picking).

Nostalgie waren und sind nur wenige, bei aller wüsten Drastik – wie etwa «The Day of the Locust», eine Psycho-Deformations-Show über krankhafte Ruhm-Sucht, durchgeknallte Komparsen und Stuntmen, rabiate, karrieresüchtige Wunderkind-Mütter, abgehalfterte Starlet-Nutten und aufgezwirbelte Möchtegern-Beaus.

«Hollywood» hat diese Bösartigkeit sicher nicht und könnte ohne weiteres «Once Upon a Time in Hollywood» heissen. Denn wie Quentin Tarantino in seiner Tinseltown-Hommage die Charles-Manson-Geschichte nonchalant ändert

und wohl deshalb seinen Spass an La-La-Land nicht verhehlt, zeigt auch Murphy durchaus Vergnügen am Chaos-Babel, das unablässig in schwindelnde Höhen strebt, ohne sich gross über die Bauweise zu einigen, und jede Dämlichkeit mitmacht, um immer höher bauen zu können. Deshalb setzt Murphy sein völlig utopisches Konstrukt auf den restaurativen «Turm» und hat seinen Spass beim Jonglieren, weil es nicht draufpasst. «Hollywood» ist wie Hollywood eine Bonbonnière, mehr mit flauschigem Papier gefüllt und mit einer Naschware, die Wachs statt Marzipan enthält. Aber egal, auch daran laben sich gierig die Parvenüs, Hasardeure, Sex-Maniacs, Heuchler und Lügner. Das erotisch durchwirkte Zerrbild hat den Mimen offensichtlich Riesenspass gemacht. So geniesst es Filmregisseur Rob Reiner als Studio-Chef Ace Amberg sichtbar, den Tyrannen rauszukehren und zu brüllen, als er erfährt, «Peg» stamme von einem Schwarzen: «Ein schwarzer Drehbuchautor! Was soll das denn für ein Kommunisten-



Patti LuPone als Avis Amberg.

quatsch werden!» Patti LuPone als frustrierte Gattin Avis, die sich an der Tanke mit Verächtlichkeitsschnute ihre Lover zapft, ist eine wild flackernde Gloria-Swanson-Parodie und Jake Picking als Rock Hudson ein liebenswerter Glotzbock. Neben den gut besetzten Schnell-aufbrüh-Promis brilliert Jim Parsons als abgrundtief sich selbst verachtender Henry Willson, eine Mischung aus Zecke und Giftnatter, mit so viel Öl im Haar, dass er die Achse eines LKW schmieren könnte, und mit einer Stimme wie Kiesel in einer Zementmaschine.

Das Klima ständiger Selbstverleugnungen, der unterschwellige Frauen-, Schwulen- und Fremdenhass, die schnellen Affären, das Anschwärzen und Intrigieren – das alles ist von süffigem Vergnügen. Ästhetik, Dekor, Requisiten, Farb-Dramaturgie, die schicke Mode der Vierziger, die ausladenden, glänzenden Limousinen, die hochgestylten Ladys, das Mobiliar – was für eine in seiner Geschmeidigkeit bestens getroffene Kulisse, hinter der die Fäulnis wuchert. Auf Sky läuft eine Doku über den bis heute unaufgeklärten Tod der Hollywood-Actrice Natalie Wood, die 1981 angeblich von einer Jacht fiel. In «Natalie Wood: What Remains Behind» bestehen Tochter und Vater Robert Wagner, auf der Unfallversion, obwohl es erhebliche Zweifel gibt. Es hat sich in La-La-Land nichts geändert.



Unten durch Party

Von Linus Reichlin

Letzte Woche feierte mein Freund Bruno per Videokonferenz seinen 60. Geburtstag. Die Gespräche am Bildschirm drehten sich selbstverständlich um die Herdenimmunität. Ich sagte: «Falls ich sterben muss, nur weil die verdammte Herde immun werden will, dann begrab mein Herz in der Biegung des Flusses!» – «Warum in der Biegung des Flusses?», fragte mich Alex, der sechzehnjährige Patensohn von Bruno. «Das ist eine Redewendung der Indianer», sagte ich. «Welcher Indianer?», fragte Alex. «Aller Indianer», sagte ich, «aber insbesondere der südlichen Cheyenne.» – «Und ist das erlaubt?», fragte Alex. Er sagte, es gebe doch in der Schweiz eine Friedhofspflicht. «Und ich glaube nicht», sagte er, «dass man einzelne Organe an einem Fluss begraben darf.» – «Frag deinen Deutschlehrer», sagte ich, «was eine Redewendung ist.» – «Idiom», sagte Alex. Ich verstand «Idiot» und sagte: «Nein, Alex, das bin ich nicht. Aber dein Vater muss einer sein, sonst würde er nicht eine Million Franken in dich investieren! So viel kostet nämlich die Aufzucht und Ausbildung eines Kindes in der Schweiz, und was haben wir davon? Warum hockst du überhaupt hier bei uns Alten, warum feierst du nicht mit deinen Freunden eine illegale Corona-Party mit Zungenküssen, damit ihr euch alle ansteckt? Das ist nämlich zurzeit die gesellschaftliche Aufgabe der Jugend», sagte ich, «falls du's noch nicht gemerkt hast. Jetzt könnt ihr diesem Land mal was zurückgeben in Form einer richtig fetten Infektion, anstatt immer nur zu nehmen! Geh raus und werde immun, aber subito! Und nenn mich nie wieder Idiot!»

Ich war richtig sauer. Überhaupt macht mich diese Epidemie irgendwie aggressiv. Bruno sagte, ihn mache die Situation auch aggressiv. Ich sagte: «Bei dir ist das etwas anderes.» – «Wie meinst du das?», fragte Bruno. «Na ja», sagte ich, «Aggressivität war schon immer dein Problem, sorry, dass ich das an deinem Geburtstag zur Sprache bringen muss. Aber gerade jetzt siehst du wieder sehr aggressiv aus. Dafür habe ich aber Verständnis: Es ist total öde, seinen 60. Geburtstag vor einem Computerbildschirm verbringen zu müssen, auf dem einen die Ge-

>>> Fortsetzung auf Seite 54

»» Fortsetzung von Seite 53

sichter von zehn gelangweilten Gästen anfangen.» «Hier langweilt sich keiner!», rief Bruno. Die anderen nickten. Aber ich konnte sehen, dass Brunos Ex-Freundin Claudia schon ihr Nachthemd trug. Damit man es auf dem Bildschirm nicht sah, hatte sie ihre Web-Kamera auf Grossaufnahme ihres Gesichts gestellt. Aber wenn sie sich umdrehte, um zu gähnen, sah man für einen Moment den lilafarbenen Träger ihres Nachthemds. «Wenn diese Internetparty nicht stinklangweilig wäre», sagte ich, «würde Claudia wohl kaum schon ihr Nachthemd tragen, nicht wahr, Claudia? Und jetzt möchtest du vielleicht wissen, Bruno, weshalb ich es an seinem lilafarbenen Träger erkenne: Dreimal darfst du raten. Ich wollte es dir schon sagen, als ihr noch ein Paar wart. Aber Claudia hatte Angst, weil du immer gleich so aggressiv wirst.»

Alex, Claudias Sohn aus erster Ehe, kriegte einen hysterischen Lachanfall, Claudia nannte mich «Prinz von Arschloch», Bruno schmettete den Deckel seines Notebooks zu und schied damit aus seiner eigenen Geburtstagsparty aus. Ich spürte, das war ein historischer Augenblick. Jetzt musste eine Führerpersönlichkeit das von der Einschränkungen erschöpfte Volk zu neuen Ufern führen! Mit den Worten «Claudia, zieh dein Nachthemd aus und dein kurzes Schwarzes an!», rief ich alle dazu auf, in einer halben Stunde leibhaftig vor Brunos Tür zu erscheinen mit einer Geburtstagsstorte aus dem Tiefkühler. «Wir tauen die Torte gemeinsam durch die Wärme unserer auf engstem Raum zusammenstehenden Leiber auf!», sagte ich und erklärte die Corona-Epidemie offiziell für beendet. «Bist du Bundesrat», fragte Alex, «oder haben dir die südlichen Cheyenne die Befugnis erteilt?»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Sonnenseite der Beere

Von Peter Rüedi

Ihre Weine, sagt die portugiesische Winzerin Filipa Pato, seien zum Trinken, nicht zum Degustieren. Tatsächlich haben sie eine schöne Selbstverständlichkeit, auch dieser «Territorio Vivo» aus der DOC Bairrada, in welcher nahe am Atlantik gelegenen Region südlich von Porto ihr Weingut liegt. Allein, diese Selbstverständlichkeit ist angesichts einer weitverbreiteten Tendenz ehrgeiziger Weinmacher zu überkandidelten kellertechnischen Kunststücken gerade das Besondere. Zumal ihre Basis eine Traubensorte mit banalem Namen (portugiesische Wort «baga» meint auf Deutsch nichts anderes als «Beere»), aber hohem Anspruch an den Winzer und Önologen ist.

Das ziemlich monumentale Standardwerk «Wine Grapes» (Harper 2012) bringt es auf den Punkt. Die Baga brauche, auch wegen ihrer Tendenz zu kräftigen Tanninen, lange, um zu voller Reife zu gelangen. Andererseits sei sie in der meernahen Bairrada, wo sie die Hauptsorte ist, im nassen Herbst häufig von Fäule bedroht, «Baga can therefore make the best of wines or

the worst of wines»; die Sorte werde entweder geliebt oder verabscheut. Filipa Pato, mit Akribie nach biologisch-dynamischen Grundsätzen arbeitend, gehört, schon weil sie die Tochter des über die Zone hinaus legendären Pioniers Luis Pato ist, zu den Meisterinterpreten der Baga. (Deren Ambivalenz, dies nebenbei, sich in der Fachliteratur im Widerspruch von rein Faktischem fortsetzt: spricht die genannte Enzyklopädie «Wine Grapes» von «dünnhäutigen Beeren», betont das «Oxford Weinlexikon» die «besonders dicken Schalen» – ein Dissens nicht ohne Pikanterie, ist doch die renommierte Jancis Robinson Herausgeberin respektive Mitherausgeberin beider Kompendien).

Lassen wir solche grüblerische Recherchen, halten wir uns an Filipa Patos virtuos erreichte Selbstverständlichkeit. Sie ist allen Weinfreunden eine grosse Freude, die eine Abwechslung suchen von der weltweit dominanten Merlot-Cabernet-Stilistik. Auffallend bei diesem delikaten, feinfruchtigen (Johannisbeeren, Weichseln), floralen, mineralischen Wein mit Anklängen an Tabak und Oliven ist schon der mässige Alkoholgehalt von 12 %. Bei aller leichtfüssigen Eleganz ist der «Território Vivo» («Terroir» wäre ein weiteres zutreffendes Stichwort) kein Leichtgewicht. Mit feinen Tanninen hat er eine erstaunliche Länge und ruft schon fast burgundischen Assoziationen. Sowenig ein hoher Alkoholgehalt bei klugem Gleichgewicht (auch dank ausgleichender Säure) Finesse verunmöglicht, so wenig schliesst ein moderater Dichte und Konzentration aus. Bei diesem Baga jedenfalls ist Filipa Pato eine wunderbare Transparenz gelungen, von einer Schicht zur nächsten. Und so endlos weiter.

Filipa Pato. Território Vivo Baga Bairrada 2016. 12 %. Brancaia, Zürich. Fr. 32.–. www.vinothek-brancaia (office@vinothek-brancaia)



Die Bibel

Gesund werden

Von Peter Ruch

Als Jesus diesen liegen sieht und erkennt, dass er schon eine lange Zeit leidet, sagt er zu ihm: Willst du gesund werden? (Johannes 5, 6) – Die Frage, ob einer nach 38 Krankheitsjahren gesund werden will, tönt fast zynisch. Gesund bleiben oder werden will jede und jeder. Des-

halb haben wir in den vergangenen Wochen einschneidende hygienische Massnahmen in Kauf genommen. «Hygieia» ist der griechische Ausdruck für Gesundheit. Der Wortstamm kommt im Neuen Testament (NT) rund 25-mal vor. Interessanterweise kennt die hebräische Sprache kein entsprechendes Wort. Im Alten Testament (AT) wird die Gesundheit dem Leben und dem Frieden (Schalom) zugeordnet. Gesund ist das einigermaßen unversehrte Leben vor Gott. Auch im NT ist die Gesundheit kein eigenständiges Gut. Jesus bezeichnet sich zwar als Arzt und heilt Kranke (Mk 2, 17), doch weist er damit über die Heilung hinaus aufs göttliche Heil. Erst in der ausserbiblischen Schrift Jesus Sirach wird die Gesundheit zum Thema. In der Bibel sind die Erwartungen an sie bescheiden. Und noch im 19. Jahrhundert waren Schmerzen treue Begleiter. Dass wir davon befreit sind, ist erfreulich. Aber es gibt auch einen medizinischen und gesundheitspolitischen Totalitaris-

mus. Er deutet krank und gesund als schwarz und weiss und scheut kein Mittel, alles Schwarze oder auch bloss Graue zu vertreiben. Das deutsche Wort *gesund* gibt dazu keinen Anlass. Es hängt mit *geschwind* zusammen und meint ursprünglich *stark, heftig, rasch, klug*. Manche Menschen sind jahrelang mit Krankheiten geschlagen und sind dennoch klug, rasch, heftig und stark. Vollkommen gesund ist niemand. Ein Internist prägte das Bonmot: Gesund sind nur Menschen, die noch nicht hinreichend untersucht wurden. Wer die Prävention zum Lebensinhalt erhebt, stirbt irgendwann kerngesund – und ist trotzdem tot. Klüger ist es, hartnäckige Krankheiten vertrauensvoll hinzunehmen. Für *krank sein* verfügt das Hebräische über ein spezielles Wort. Mehr darüber in der nächsten Ausgabe.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Mein «Tokyo Drift»

Der Toyota Supra ist ein Gemeinschaftsprojekt mit BMW und erweist sich als ausgezeichneter, zweisitziger Sportwagen. *Von David Schnapp*

Über die negativen Folgen der Globalisierung wird in letzter Zeit aus offensichtlichen Gründen öfter gesprochen. Dabei geht vielleicht etwas vergessen, wie viel technischer, aber durchaus auch kultureller Nutzen aus einer engen Vernetzung der Welt entstehen kann. Aus der Sicht eines Autofans etwa ist es eine erfreuliche Meldung, dass der bayrische Konzern BMW und die japanische Marke Toyota beschlossen haben, gemeinsam einen zweisitzigen Sportwagen zu bauen.

Was bei BMW technizistisch ein Z4 M40i ist, heisst bei Toyota etwas schlichter und poppiger Supra Premium. Der kühn gezeichnete Sportwagen ist eine Toyota-Legende und erinnert an die Filme der «Fast & Furious»-Reihe. Ein wenig komme ich mir mit der Übernahme des Testwagens in knalligem «Lightning Yellow» vor, als würde ich in meinem eigenen «Tokyo Drift» mitspielen. Auch wenn die expressive Form unverkennbar japanische Wurzeln hat, steckt sehr viel deutsche Technik im Supra.

Leben im Heck

Das fängt beim Schlüssel an, der unverkennbar aus dem Hause BMW stammt. Navigationssystem oder Klima-Funktionen sind ebenfalls bayrischen Ursprungs, was keinesfalls als Nachteil angesehen werden kann. Gebaut werden Supra und Z4 bei Magna Steyr in Graz, die Fahrzeugarchitektur besteht aus einem Twin-Scroll-Turbo-Reihensechszylinder-Motor mit 340 PS und 500 Nm Drehmoment, dessen Kraft über ein 8-Gang-Automatikgetriebe an

die Hinterachse übertragen wird. Kurz: Das ist ein sicherer Weg ins Sportwagenfahrerglück. Der Supra lenkt wunderbar ein, das Heck erwacht in frisch angegangenen Kurven erwartungsgemäss zum Leben, und wer ihm etwas mehr Spielraum geben möchte, kann das elektronische Stabilitätsprogramm auch eine Stufe zurücknehmen – wie man das halt in «Tokyo Drift» so macht.

Auch wenn sich der Supra und der Z4 M40i sehr ähnlich sind, gewisse Dinge kann der japanische Zweisitzer besser. Es gibt der Einfachheit halber zum Beispiel nur zwei Fahrmodi: Normal oder Sport. In der dynamischeren Einstellung klingt der Motor kerniger, und das Auto wirkt spürbar agiler. In 4,3 Sekunden beschleunigt der 1576 Kilogramm leichte Supra von 0 auf 100 km/h. Der BMW braucht dafür 4,5 Sekunden. Ein Porsche Cayman S oder der Alpine 110 S, auf den ich hier kürzlich Lobgesänge angestimmt habe (*Weltwoche* Nr. 15/20), kommen als direkte Konkurrenten im Feld der Zweisitzer auf 4,4 Sekunden.

Schliesslich ist der Toyota im Direktvergleich mit dem Z4 auch ein guter Deal. Beim Supra sind im fast identischen Grundpreis schon sämtliche Extras inbegriffen, die bei BMW zusätzlich bezahlt werden müssen.

Toyota Supra Premium: Motor/Antrieb: Twin-Scroll-Turbo-Reihensechszylinder/Hinterradantrieb, Leistung: 340 PS/250 kW; Hubraum: 2998 ccm; max. Drehmoment: 500 Nm bei 1600–4500 U/min; Verbrauch (WLTP): 8,2 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 79900.–

Jazz

Zauber der Abstraktion

Von Peter Rüedi

Aruán Ortiz, geboren 1973 in Santiago de Cuba, verbrachte die ersten 23 Jahre seines Lebens in seiner Heimat, bevor er nach Spanien ausreiste und dann in die USA, wo heute die Basisstation seiner musikalischen Aktivitäten ist. Wenn er nun ein neues Album mit dem Titel «Inside Rhythmic Falls» vorlegt und dieses zudem in seiner Autobiografie verankert, im «Strudel des Rhythmus» und der «globalen Sinfonie», die ihm alltäglich auf den Schulwegen seiner Kindheit entgegenschallte, läge die Vermutung nahe, wir hätten es hier mit einer kubanischen Heimweh- oder Nostalgieveranstaltung zu tun, zumal einer der Partner in seinem Trio der Perkussionist Mauricio Herrera ist. Der andere, die achtzigjährige, überaus lebendige Legende des inspirierten freien Jazz-Schlagzeugs, Andrew Cyrille (u. a. langjähriger Partner von Cecil Taylor), hat zwar auch, wie Ortiz, haitianische Wurzeln (über seinen Vater), und im weitesten Sinn ist der afrokaribische Synkretismus durchaus ein gemeinsamer Erfahrungsurgrund und Bezugspunkt ihrer überaus aufregenden Musik. Aber eben nur einer unter mehreren. Ortiz, der als Musiker auf der Bratsche begann, beschäftigte sich ebenso gründlich mit neuer Musik (u. a. der europäischen Moderne) und vor allem, drittens, mit der Jazz-Avantgarde. Einer seiner Lehrer war der charismatische Muhul Richard Abrams. «Buena Vista»-Gemütlichkeit ist von Ortiz also nicht zu erwarten. Ein grosser Synästhetiker, der für aussermusikalische Inspirationen (Literatur, bildende Künste, Tanz) immer offen war, ist dieser wunderbare Pianist auch ein Magier in der Verwandlung folkloristischer Anregungen in abstrakte Klangarchitekturen. Abstrakt, aber überaus lebendig. Wie Cyrille ist Ortiz ein grosser Erzähler mit einer Vorliebe für prägnante Gestik. Die beiden führen mit viel Atem die spannendsten Gespräche, unter sich und mit Herrera, der seinerseits viel Raum schafft, sehr sparsam, jenseits von allem perkussiven Overkill und Horror Vacui. Abstrakte, aber sehr körperliche, «leibhaftige» Musik. Eine Art musikalisches Action-Painting, mal mitreissend, mal nachdenklich.



Aruán Ortiz
with Andrew Cyrille
and Mauricio Herrera:
Inside Rhythmic Falls.
Intakt CD 339

«Die grosse Ausnahme ist die Schweiz»

Wie sah der Ureuropäer aus? Warum war der Steppenmann so erfolgreich? Welche Gene sind heute in Mitteleuropa verbreitet? Ein Gespräch mit Johannes Krause, einem der führenden Experten der Archäogenetik. *Von Katharina Fontana*

Der Mensch ist ein migrierendes Wesen. Seit er aufrecht gehen konnte, trieb es ihn aus seiner Heimat Afrika in die Welt hinaus, auch nach Europa. Wie diese Migration vor sich ging und wie die Einwanderung die Europäer genetisch prägte und veränderte, das erforscht Johannes Krause, Direktor des Max-Planck-Instituts für Menschheitsgeschichte in Jena und mit 39 Jahren einer der Stars auf dem noch jungen wissenschaftlichen Feld der Archäogenetik. Krause entschlüsselt aufgrund winziger Knochenproben das Erbgut jahrtausendealter Skelette und liefert damit überraschende Erkenntnisse zur frühen Vergangenheit des Menschen.

Herr Professor Krause, vor rund 50 000 Jahren ist unser Vorfahre, der moderne Mensch, von Afrika nach Europa und Asien gekommen. Wen hat er da vorgefunden?

Der moderne Mensch traf in Europa auf andere Menschenformen wie den Neandertaler und in Asien auf die Denisovaner, die bereits dort lebten. Diese Populationen, allesamt Jäger und Sammler, haben lange Zeit nebeneinander existiert.

Haben sie sich miteinander vermischt?

Sie hatten alle Sex miteinander und haben sich fortgepflanzt – wohl nicht regelmässig, sondern eher dann, wenn sie aufeinandertrafen, was zu jener Zeit weniger häufig war als für Menschen heute. Es gibt keine klare Stammbaumlinie der Vorfahren, die zu uns, dem modernen Menschen, führt, sondern es ist eher ein wildverzweigter Busch. 90 Prozent der Gene der Menschen weltweit stammen von den gemeinsamen Vorfahren in Afrika ab, daneben haben alle Menschen ausserhalb Afrikas auch Neandertaler-Gene. Bei den Europäern sind es gut 2 Prozent. Asiaten und Australier haben zusätzlich Denisovaner-Gene.

Die ersten Menschen aus Afrika, diese Ureuropäer, wie sahen die aus?

Vom Skelett her ähnlich wie wir, die Hautfarbe war dunkel, nicht zu unterscheiden von Menschen südlich der Sahara. Die Ersten, die kamen, hatten dunkle Augen. Die Menschen, die nach dem Ende der Eiszeit vor rund 15 000 Jahren wieder nach Europa vorgedrungen sind, hatten hingegen blaue oder grüne Augen – das war eine grosse Überraschung, als man das feststellte. Der



«Dunkle Haut, blaue Augen»: Geschichtsforscher Krause.

Ureuropäer hatte also dunkle Haut und helle Augen. Die Gene für blaue Augen breiten sich übrigens auch heute gegenüber jenen für braune Augen stärker aus, das hat eine Studie in Grossbritannien gezeigt. Blaue Augen scheinen ein sexueller Selektionsvorteil zu sein: Wer blaue Augen hat, scheint attraktiver zu sein und hat häufiger Kinder. **Wie wirken sich die 2 Prozent Neandertaler-Gene bei den Europäern aus?**

Dazu wissen wir wenig; die 2 Prozent sind ganz unterschiedlich in den Genpool reingemischt. Wir haben ein Neandertaler-Gen gefunden, das sich auf die Beschaffenheit der Haut auswirkt. Oder eines, das sich gehäuft bei Rauchern findet, eine Art «Sucht-Gen». Welche Rolle dieses Sucht-Gen spielt – die Neandertaler haben sicher keinen Tabak geraucht –, das weiss man nicht.

Die zweite grosse Einwanderungswelle fand vor 8000 Jahren statt, als anatolische Ackerbauern nach Europa vorsties. Was

passierte zwischen den Einwanderern und den Ansässigen?

Das waren eigentliche Parallelgesellschaften, die rund 3000 Jahre lang vorwiegend getrennt voneinander gelebt haben. Sie haben sich aber auch vermischt, wie man am bekannten Norditaliener Ötzi erkennen kann: Ein Fünftel seiner Gene stammt von Jägern und Sammlern, der grosse Rest von anatolischen Ackerbauern. Die Anatolier haben die Ureuropäer zum Grossteil verdrängt.

Leben heute noch irgendwo genetische Ureuropäer?

Nein, der genetische Typ als solcher ist komplett verschwunden. Er hat sich aber ein bisschen in unsere Gene eingemischt. Die heutigen Mitteleuropäer weisen durchschnittlich rund 20 Prozent von diesem Ureuropäer auf.

Wie hat sich die Genetik der Europäer durch den Zuzug der anatolischen Ackerbauern verändert?

Wir haben hellere Haut bekommen. Es klingt seltsam, dass Menschen aus Anatolien helle Haut mitbringen. Der Grund dürfte beim Vitamin D liegen, das kann man über Fleisch oder Fisch zu sich nehmen. Die Ackerbauern waren aber Vegetarier und mussten deshalb das Vitamin D in der Haut produzieren. Im dunklen Norden braucht man dazu helle Haut, deshalb sind die Leute immer heller geworden. Die hellsten leben bezeichnenderweise im dunklen Skandinavien.

Wie lange dauert es, bis sich eine Population genetisch an ihre Umwelt anpasst?

Ein schönes Beispiel ist Australien. Die eingewanderten Australier sind britischer Herkunft, also hellhäutig, und passen eigentlich gar nicht dorthin; die Hautkrebsrate ist sehr hoch. Unter natürlichen Bedingungen – kein Sonnenschutz, keine Medizin – würde es wohl nur wenige Generationen dauern, bis die rein hellhäutigen Australier aussterben würden. Dank der Urbevölkerung der Aborigines gibt es in Australien bereits das Gen für dunkle Haut, und das würde sich unter einem solchen Szenario durch Vermischung sehr schnell ausbreiten. Dass eine Population ein völlig neues Gen entwickelt, welches noch nicht vorhanden ist, eines für dunkle Haut etwa, das würde hingegen Tausende von Jahren dauern.

Geradezu dramatisch verlief die nächste grosse Einwanderung vor 5000 Jahren, als Menschen aus der russischen Steppe nach Europa kamen.

Die Steppeneinwanderer haben sich genetisch breit gemacht, und zwar rasant. Die Treiber waren die Männer. In Grossbritannien etwa wurden die ansässigen Ackerbauern von den Ackerbauern mit den Steppengenen richtiggehend überrannt: Es dauerte hundert Jahre, und die männlichen Briten waren genetisch zum Grossteil Steppensmenschen.

Wie erklärt man sich die Ausdehnung des Steppenmannes? Waren das speziell gewalttätige Krieger?

Es gibt mehrere Hypothesen. Die eine geht dahin, dass es sich um Reiter handelte, die eingefallen sind und die lokalen Frauen in ihre Gemeinschaft aufnahmen; es gibt aber keine archäologischen Funde, Massengräber oder Anzeichen für grossflächige Gewalt, mit denen sich dies nachweisen liesse. Vielleicht waren die Steppensmänner attraktiver, grösser und kräftiger als die ansässigen Ackerbauern und wurden von den Frauen bevorzugt; dass die Frauen ihre Partner damals frei wählen konnten, halte ich aber für unwahrscheinlich. Oder es herrschte eine Art Kolonialsystem, in dem die Einwanderer die lokale Bevölkerung unterdrückten und sich mit den lokalen Frauen fortpflanzten. Womöglich gab es eine Epidemie, und die Steppensmänner waren biologisch oder kulturell besser angepasst und vor der Krankheit besser geschützt. Doch nicht überall in Europa setzten sich die Steppengene so schnell durch: Die grosse Ausnahme ist die Schweiz. Noch fast tausend Jahre nach dem Zuzug der Menschen aus der russischen Steppe gab es in der Schweiz Siedlungen, in denen die Steppensmenschen genetisch nicht aufzufinden waren. Das sieht man nirgends sonst.

Die Schweizer widersetzten sich den Steppensmenschen wie Asterix und Obelix den Römern?

So ähnlich, es handelte sich vermutlich um abgeschiedene Alpentäler, in welche die Einwanderer nicht vordringen konnten. In der Schweiz wurde übrigens auch eines der ältesten Individuen gefunden, 4200 Jahre alt, das laktosetolerant war. Ich würde nicht behaupten, dass die Schweizer das Milchtrinken erfunden haben, aber es war jedenfalls sehr früh verbreitet.

Schaut man sich die frühzeitlichen Einwanderungswellen nach Europa an, drängt sich der Schluss auf, dass die Zuzüger die Ansässigen dominiert und schliesslich verdrängt haben. Stimmt das?

Grund der Migration ist häufig, dass es eine Gruppe gibt, die mehr Nachwuchs hat und sich ausbreitet – Ackerbauern etwa, die statt

«Nicht überall in Europa setzten sich die Steppengene so schnell durch.»

zwei plötzlich fünf Kinder haben und die dann neues Ackerland brauchen und auswandern. Es sind also Populationen, die bereits einen kulturellen Vorteil haben und diese Innovation mit in das neue Land bringen. Das erklärt auch ihren Erfolg und dass sie sich gegenüber den Ansässigen durchsetzen. Es kann natürlich auch erfolglose Migrationen gegeben haben, von denen wir nichts wissen, weil sie keine genetischen Spuren hinterlassen haben.

Sie haben die Hypothese erwähnt, dass die ansässigen Ackerbauern durch eine riesige Epidemie ausgelöscht wurden. Warum können sich Menschen bis heute genetisch nicht an Viren und Bakterien anpassen?

Unser Immunsystem schützt uns eigentlich recht gut, wir können uns durchaus an Viren und Bakterien anpassen. Doch das gilt eben auch umgekehrt: Sobald es zur Immunität

kommt, verändern sich auch die Krankheitserreger – es ist ein Wettlauf. Das Hauptproblem ist, dass die Menschen in den letzten 8000 Jahren zu einer riesigen Population geworden sind, das macht uns für Viren und Bakterien sehr interessant. Zusätzlich gab es das enge, dichte Zusammenleben nie zuvor in unserer Evolution. Die meisten Infektionskrankheiten sind deshalb erst in den letzten paar tausend Jahren auf den Menschen übergesprungen, und wir hatten noch nicht so enorm viel Zeit, uns an diese anzupassen. Fledermäuse etwa wohnen seit Jahrtausenden in riesigen Höhlenkolonien zusammen – perfekt für Krankheitserreger. Ihr Immunsystem ist aber mittlerweile so ausgefeilt, dass sie nicht so schnell krank werden.

Zurück zu den Genen. Sie haben die durchschnittliche genetische Struktur in Mitteleuropa aufgeschlüsselt: 50 Prozent anatolischer Ackerbauer, 20 Prozent ureuropäischer Jäger und Sammler und 30 Prozent Steppeneinwanderer. Gilt das auch für die Schweiz?

Für den nördlichen Teil ist das so, im Süden gibt es etwas mehr anatolische Gene. Es existieren natürlich regionale Unterschiede, die teils beträchtlich sind. Die Sarden beispielsweise sind genetisch gesehen heute noch ausgeprägt anatolische Ackerbauern.

Kann man andere Epochen, etwa die Zeit der Römer, in unseren Genen nachweisen?

Mit zunehmend neuen Daten zeigt sich, dass die Antike, das Römische Reich und die Völkerwanderungszeit zu deutlichen genetischen Verschiebungen geführt haben. Allgemein lässt sich sagen, dass die Europäer genetisch sehr zusammengedrückt sind und wir uns immer ähnlicher werden: In den letzten zehntausend Jahren haben sich die genetischen Unterschiede halbiert, durch die Zuwanderung ist eine neue Gen-Mixtur entstanden. Das war aber nur möglich, weil die früheren Zuwanderungen sehr, sehr gross waren. Die zwei Millionen Flüchtlinge, die vor fünf Jahren nach Europa gekommen sind, die wird man genetisch wohl in Zukunft kaum nachweisen können.

Was halten Sie von Gentests?

Die sind teils wirklich gut und können Aufschluss geben über die Herkunft der drei, vier vorherigen Generationen. Daneben gibt es allerdings auch Tests, die beispielsweise nachweisen wollen, dass man das «Keltengen» hat und zu irgendeinem speziellen europäischen «Urvolk» gehört. Das ist schlicht Humbug.



Johannes Krause, Thomas Trappe: Die Reise unserer Gene. Eine Geschichte über uns und unsere Vorfahren. Propyläen, Berlin 2019, 288 S.





Tamaras Welt

Corona-Verschwörung

Es kursieren tausend unterschiedliche Berichte und Aussagen zu Corona. Einige sind wahr, andere falsch. Lügen und Unwahrheiten sollte man aber nicht zensieren. *Von Tamara Wernli*

Es wird nie mehr so sein, wie es war, wir müssen alle umdenken!», «Zeitenwende!», «Die Wirtschaft muss sich grundlegend verändern!», ruft die eine Gruppe. Auf der anderen Seite heisst es: «Verschwörung!», «Das Virus ist von den Eliten kreierte!» und wegen der Einschränkungen: «Überwachungsstaat!» Die Standpunkte zur Pandemie sind vielfältig, sie basieren auf unzuverlässigen Quellen und auf zuverlässigen, und sie reichen von verstörend, lustig und falsch bis hin zu richtig, weil wissenschaftlich belegt – oder vernünftig, weil moralisch richtig.

In Corona-Zeiten haben sich drei Gruppen herauskristallisiert. Die erste vertraut ihrer Regierung und deren beratenden Wissenschaftlern vorbehaltlos, steht geschlossen hinter deren Entscheiden. Die zweite glaubt wenig bis nichts, hält alles für Übertreibung und Lüge. Für die beiden Gruppen existiert, so scheint's, nur Schwarzweiss. Was sie verbindet, ist das Malen obiger Schreckensszenarien. Dann gibt's noch die Skeptiker. Grundsätzlich schenken sie Aussagen von Regierung und Wissenschaftlern Glauben, jedoch nicht bedingungslos, sie hinterfragen Dinge kritisch. Die strengen Corona-Massnahmen und deren Dauer etwa haben sie nicht einfach stillschweigend abgenickt, sondern andere Lösungen debattiert. Der deutsche Medientheoretiker Norbert Bolz hat neulich getwittert: «Ein Skeptiker ist nicht jemand, der nichts glaubt, sondern jemand, der vieles für möglich hält.» Ich schliesse mich an. Vieles kann wahr sein, selbst renommierte Wissenschaftler sind sich bei Corona nicht einig.

Die Grenze zwischen Skepsis und Verschwörungsmythos verwischt sich manchmal. Zurzeit werden Skeptiker oft mit Verschwörungstheoretikern, deren Haupterfolg darin besteht, auf

komplexe Probleme einfache, aber falsche Antworten zu haben (weil auch falsche Antworten für viele Menschen beruhigend sind), in einen Topf geworfen. Aber wann ist etwas berechtigter Vorbehalt, und wo fängt eine Verschwörungstheorie an? Und wer bestimmt, in welche Kategorie das (gesunde) Misstrauen fällt?

Verschwörungsmymen können gefährlich sein. Antisemitische Verschwörungstheorien zum Beispiel trugen zum Holocaust bei. Unter Anhängern des Kreationismus gibt es in den USA Lehrer, die kreationistische Lehrinhalte unterrichten statt Evolutionsbiologie. In Grossbritannien haben Leute Mobilfunkmasten angezündet, weil sie der Verschwörungstheorie glauben, dass die Masten für das Coronavirus verantwortlich seien. Es gibt aber auch Verschwörungstheorien, die sich als wahr herausgestellt haben: Im Kalten Krieg hat die CIA tatsächlich Forschung über Bewusstseinsveränderung betrieben, weil sie das menschliche Bewusstsein manipulieren wollte. Auch die Watergate-Affäre startete als Verschwörungstheorie. Und dass die US-Behörden tatsächlich die weltweite Internetkommunikation überwachen, hat Edward Snowden belegt.

Wenn Leute also zweifeln, eine alternative Wahrheit erkennen und promoten, ist es nicht in jedem Fall falsch, dadurch sind einige Tatsachen erst ans Licht gekommen. Und sowieso, auch «falsche» Ansichten tragen zur Meinungsvielfalt bei, sie können spannende Debatten aus verschiedenen Blickwinkeln anstossen. Ich bin dafür, dass auch schlechte Ideen oder Lügen offen debattiert werden können – denn indem sie mit guten Gegenargumenten widerlegt werden, entlarven sie sich von selbst als schlecht.

Wie schnell falsche Aussagen verbreitet und

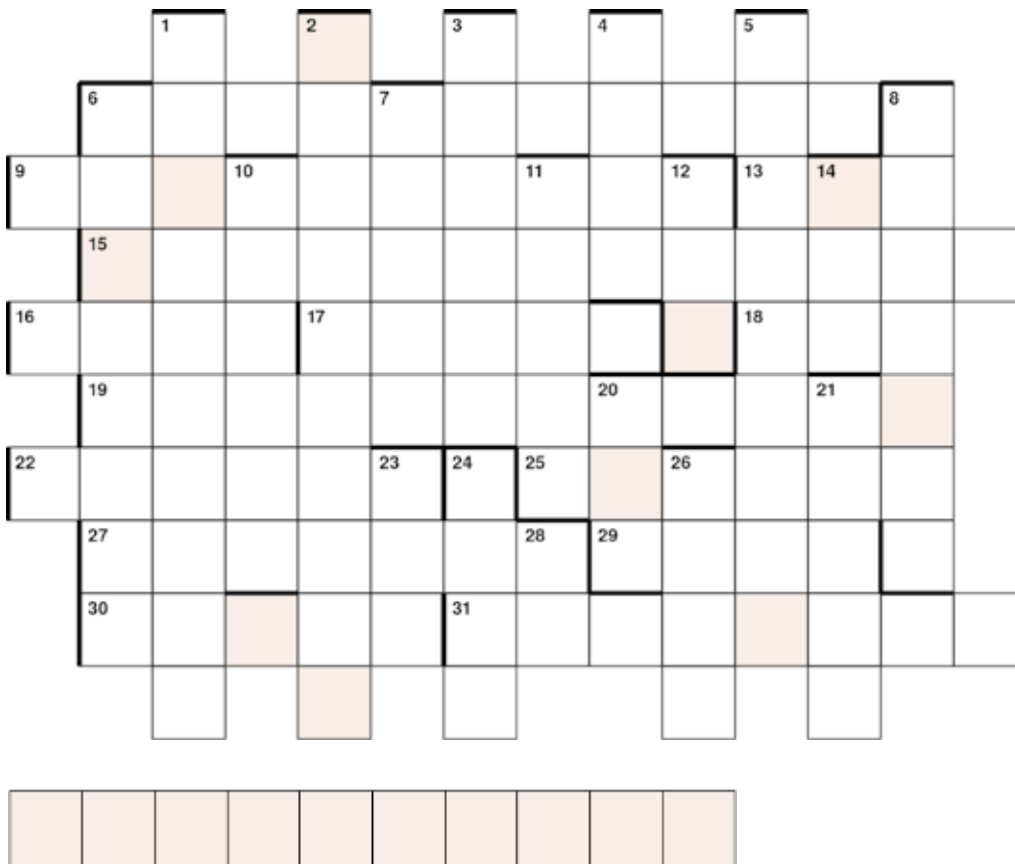
gekontert werden, zeigt sich gerade jetzt. Behauptungen kursieren, gemäss denen es eine Impfpflicht gebe; Bill Gates hält man für einen, der die Menschheit begrenzen wolle und darum einen schädlichen Impfstoff mitfinanziere, auch habe er die WHO gekauft (zwecks Weltherrschaft), und dadurch bestimme er derzeit den Alltag von uns allen. Youtube-Videos zu solchen Thesen haben Millionen Views.

Dass wir von Gates nicht alle unterjocht und die Aussagen unwahr sind, haben postwendend zahlreiche Recherche-Artikel aufgezeigt: Er hat kein Patent auf einen Impfstoff, von Impfpflicht ist sowieso keine Rede. Als einer der grössten Geldgeber der WHO hat Gates mit seiner Stiftung zwar grossen Einfluss, und dass er dort das meiste Geld zweckgebunden, also nur für seine eigenen Wunschprojekte, zur Verfügung stellt, halten Experten tatsächlich für problematisch (ich finde, aus seiner Sicht macht das durchaus Sinn). Es wird aber offen kritisiert, man ist mit ihm im Dialog; auch für eine «Verschwörung der Eliten» gibt es keine Beweise.

Es werden Forderungen laut, Menschen, die Unwahrheiten verbreiten, den Mund zu verbieten. Das halte ich für falsch, auch für gefährlich, denn einerseits läuft es auf eine Kontrolle durch den Staat oder Megakonzerne wie Google hinaus, die nach Diktatorenart entscheiden würden, welche Theorie und Ansicht die «richtige» sei, mit dem Risiko, legitime Vorbehalte, auch politische Opposition abzuwürgen. Andererseits sind wir ständig der Beeinflussung ausgesetzt – auch Journalisten argumentieren manchmal einseitig oder mit falschen Fakten. Ja, sogar die Bibel enthält historische Unwahrheiten, auf denen viele Menschen ihre Weltanschauung bauen.

Wir leben in einer Demokratie, verschiedene Quellen zwecks Informationsbeschaffung sind wichtig. Auch unwahre Behauptungen soll man kundtun dürfen, natürlich solange sie mit dem Gesetz vereinbar sind, eine freie und mündige Gesellschaft muss das aushalten.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Zackerias, Nadelia und Speertakus

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Erst mit ver versehen und genauso zu verstehen: Fechterin, kauft Sicherungen. **9** Das Hau(p)tproblem macht mit Kratzen und Beissen auf sich aufmerksam. **13** Ein Artikel, der bestimmt jeder Dame steht. **15** Damit verschaffen sich Demonstranten und Turnlehrer Gehör. **16** Landet bei Unersättlichen zu jeder Mahlzeit auf dem Teller. **17** Ermöglicht sogar unanzüchlich Angezogenen, nackte Haut zu zeigen. **18** Die Berberberge findet man beim Nachschlagen im Atlas unter Atlas. **19** Ein feminisierter Macke, sitzt nicht auf einem allzu hohen Ross. **22** Er, anfangs anfangs, dreht zum Schluss eine Ehrenrunde. **25** Ein kontextual kauziger Pfeiler der klassischen Architektur. **27** Extremtemperierte Extremität, gibt's beim Metzger oder in humaner Version nach einer Tiefschneeexkursion. **29** Das Gas lässt der Einschenker aus dem Glas. **30** Definitiv kein Omen für die kurze Frau Lang und den kahlen Herrn Haar. **31** Die Atmosphäre beschreibend oder an Blähungen leidend.

Senkrecht — **1** Teures, im Rosenpreis inbegriffenes, weitgehend nutzloses Mittel gegen Mittelnutzer. **2** Banales wie Blumen und Obst serviert in Öl auf Leinenbett. **3** In Marseille nur marginal verschieden sind entschieden und *die* endgültige Variante von verschieden. **4** Palindromic verb: akustisch nervig bis alarmierend, optisch besonders für Spanner spannend. **5** «Hallo, Echo! Hallo, Echo!» oder vorschriftsmässige Rückzieher. **6** Beim teils animalischen demokratischen Volkssport kommen sowohl Ja- als auch Neinsager zu Wort. **7** In Anglobieten garantiert linientreuer Gebieter. **8** Sollte die Falle einmal nicht funktionieren, kann man es noch mit Alohomora probieren. **10** Ein paar Runden Fistel-Rücken führt zu Lenden- oder Rückenstücken. **11** Unmöglich ist die Quadratur dieser ebenen Figur von maximalflächiger Statur. **12** Zweckdienliches Kfz wie der Lkw. **14** Eine Drei in Latein muss so kein Unglück sein. **20** Stark leichtmetallhaltiges Becken. **21** Maskierter Marder mit musterhaft miefigem Image. **23** Stirnwaffenträger oder Wasserhaushaltsregler. **24** Z'Wäggis dört foot's Stiige na, weme wott da ufe ga. **26** Benutzen unsere Nachbarn im Norden, Süden, Westen und Osten zum Posten. **28** Emotionales Füllwort, steht in einer neudeutschen Tabelle an des Unverfügbaren Stelle.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 666



Waagrecht — **5** TEUFELSKREIS **11** LEMMINGKOLONIE **14** LISBONA: ital. Lissabon (mit dem Motto «mui nobre e sempre leal...») **15** MOST: engl. die meisten **16** Gabriele Susanne KERNER **17** MONACO: ital. auch München **19** OTITIS: Ohrenentzündung **22** Pi + g = PIG: engl. Schwein (Grunzer) **23** HOLZ **24** RSI: Radiotelevisiune svizzera **25** (Ceci n'est pas une) PIPE: franz. Pfeife **26** [OB][LIEGEN]: Anagramm von «Eigenlob» **27** POOL(billard) **29** GI-NAEKOLOGEN

Senkrecht — **1** SEMIKOLON **2** XENON: Kriegerprinzessin = Xena **3** OSKAR Matzerath aus «Die Blechtrommel» von Günter Grass **4** VINTAGE **5** TELEFON **6** UMSATZBAR: Anagramm von «Mastzuber» **7** FI[BRILLE] **8** KOMMA **9** EOS: Göttin der Morgenröte **10** SINCHRON **12** GNEISE: Anagramm von «eigens» **13** LOOPING **18** NIPPEN **20** TRIKE **21** SIG: ital. Hr. **25** PEOR: span. schlimmer/schlimmste(r/s) **28** ON: franz. man

Lösungswort — REISSNAEGEL

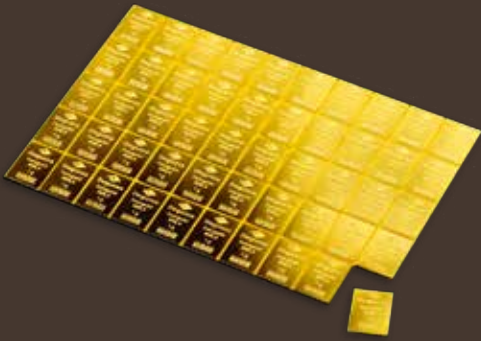
EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Gold ist seit 2001 vor Christus die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie in unseren Verkaufsgeschäften in Zürich und Genf umfassend und stellen mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Degussa Barren und Anlagemünzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

WIR SIND
AUCH ONLINE
FÜR SIE DA

VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON